



Wiener Volksleben.



Wien hat sich gewaltig verändert! So rufen — und zwar theilweise seufzend — nicht nur heute hochbetagte Leute, die ihren Achtziger auf dem Rücken haben, es sagen es meist auch schon Jene, deren Erinnerungen um die Hälfte kürzer währen. Brummen die Alten, so gilt's wohl nur der Einbuße vermeintlich bisher unersetzter materieller Genüsse, schwer entbehrter Gewohnheitsrechte und sonstiger unvergeßlicher Annehmlichkeiten der patriarchalisch-gemüthlichen Zeit, wo die Menschen angeblich noch unverdorben waren und Wien als das Paradies angesehen werden konnte. Stimmen aber auch die Jüngeren ein ähnliches Lamento an und sprechen gleichfalls von den unvergleichlichen Vorzügen der Vergangenheit und wie man noch vor etlichen dreißig Jahren allseits schwelgte in eitel Lust und Vergnügen und wie das Alles beinahe umsonst zu haben war, so geschieht's wohl auch nur, weil sie das sattjam bekannte und unvergängliche Lied: die Sehnsucht nach dem Gewesenen, die Anrühmung des Verschwundenen von den Alten gelernt, und weil bei mächtigen Veränderungen, ja förmlichen Umwälzungen im gesammten socialen Verkehr immerhin Einiges in die Brüche geht, was der Erhaltung auch in neuer und neuester Zeit werth gewesen wäre.

Denn Wien hat sich thatsächlich „gewaltig“ und nach allen Richtungen verändert. Und nicht nur in baulicher Hinsicht ist die Stadt nach langem Stillstande und steinerne Erstarrung in wenigen Decennien eine andere geworden; es hat auch das Leben und Treiben und haben die Sitten, Gebräuche, Bedürfnisse und Gewohnheiten der riesig angewachsenen und durch die ungeahntesten Ereignisse durcheinander geschüttelten Bevölkerung eine andere, völlig fremdartige Physiognomie angenommen, und es wäre demnach nicht undenkbar, daß ein hiesiger „Epimenides“, der im Vormärz in einem

Winkelstübchen des seligen „Wimmer-“ oder „Schottenviertels“ sich schlafen gelegt, wenn er nun erwachte und, begleitet von dem modernsten Lärm, dem Schellengeklingel der Tramway, eine der schönsten Straßen dieses Planeten — unseren ureinzigen „Ring“ — auf und ab spazierte und alsdann in die elegante Lasterallee des neugeschaffenen pittoresken „Stadtpark“ gerieth, wo er, inmitten der aufgedonnerten „beau monde“ von den dominirenden Angelegenheiten des Tages plaudern hörte, verwundert fragen würde: in welchen ihm ganz unbekanntem Welttheil der Zufall ihn verschlagen hätte? „Das soll die alte Kaiserstadt sein? Das alte Wien, am übelst beleumundeten wasserlosen Fließchen gleichen Namens? Das wären Wiener und Wienerinnen, seine engeren Landsleute? Unmöglich!“

So ist es auch. Und doch, und doch! Wer die Urbezirke, die im Volksmunde so genannten „enter'n Gründe“, die bescheidenen Ansiedlungen an den Endpunkten der lang und breit gestreckten Metropole durchwandert oder die herkömmlichen Sammelplätze des alten Wien betritt, findet nicht nur ihrer äußeren Erscheinung, sondern auch ihrer Lebensweise, ihrem Thun und Geben, ihren Sitten und Gebräuchen nach zahlreiche Musterstücke, directe und unverfälschte und unvermischte Nachkommen des Originalstammes, die den Typus uns erhalten haben. Hundert- und tausendfältig kommen sie uns noch in den Weg; in Gang und Blick und Geberde, in Wort und Bewegung mit dem unverilgbaren Kennzeichen des „echten Wiener“, geben sie nicht nur jenem specifischen Fleck Erde, auf dem sie sich herumtummeln und wo die Staffage die alte geblieben ist, sie verschaffen auch dem Gesamtbilde der bunten Stadt, gerade durch ihre markanten Chargen, noch immer das Gepräge des „Wienerthums“, und man kann und wird deshalb, ungeachtet der vielköpfigen Invasion von Repräsentanten anderer Racen, Stämme und Nationalitäten, wenn man von „Wien und den Wienern“ in ihrer Totalität spricht, unter letzteren doch meist nur den — richtigen Wiener im Auge haben.

Was schmückt und ziert nun den Wiener und gereicht ihm zum Ruhme, und wo sind die Schattenseiten seines Charakters? Prüfen wir ihn näher und begeben wir uns mitten in das Getümmel der Straße, des Volkslebens.

„Allerweil fidel!“ So soll, wie fast allgemein der Glaube, das Motto des Wiener lauten. Hang zum Wohlleben, zu Vergnügungen, zur Lustbarkeit wurde ihm auf's Kerbholz gebracht, und was der Sünden gegen „stramme Solidität“ noch mehr sind. Wer waren und wer sind die strengen Sittenrichter? Sind's Neider? Sind's trockene Philisterseelen? Sind's Lügner und Verleumder? Ach, nichts von alle dem! Die Klagen sind uralt und reichen durch Jahrhunderte zurück und die diesbezüglichen behördlichen Verfügungen und Strafandrohungen gegen den „Fress- und Saufteufel“ allein gäben eine reichhaltige, wenn auch monotone Literatur. Von allzu ungerechten Verschwärzungen eines ganzen

Volksstammes kann also nicht leicht die Rede sein, zumal sich die sonst differirendsten Stimmen in diesem einen Punkte immer harmonisch einigen. Stand und steht es demnach wirklich so arg? Auch in ernstesten Zeitläuften? Und haben alle diese harten Ankläger nie übertrieben? Nun, es ist ja auch denkbar, daß der bitterste Tadel oft nur in ehrlichster Absicht ausgesprochen wurde, etwa nur als Warnung, um den leicht Erreg- und Verführbaren vor geistiger Apathie und moralischer Versumpfung zu bewahren. Im Spiegelbilde sich zu schauen ist ja mitunter die heilsamste Medizin und bewog Manchen zur Umkehr aus den Irrgängen seines bisherigen Wandels.

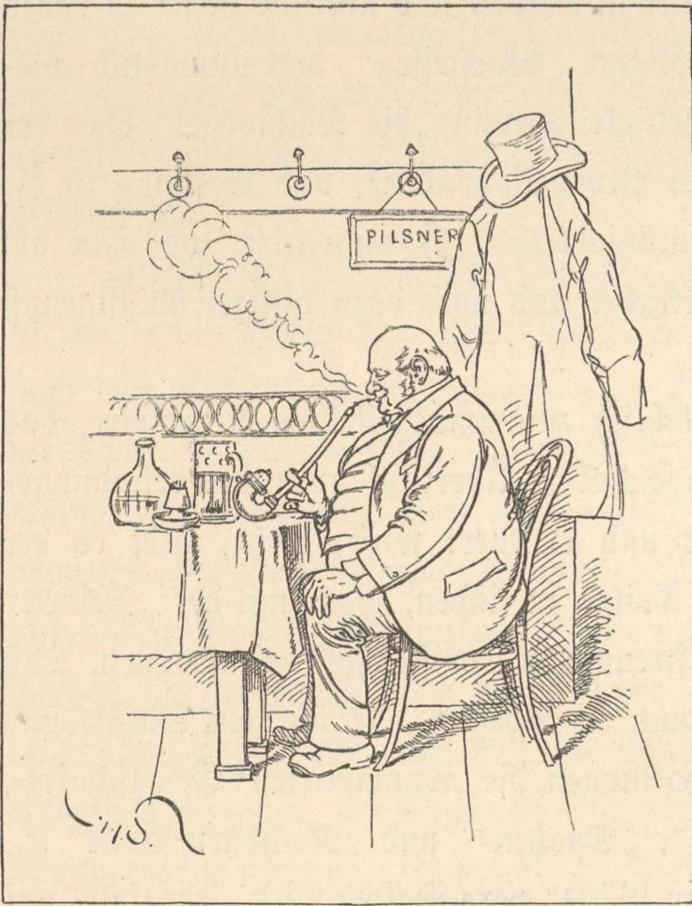
Wohl „unterhält“ sich der Wiener gerne und macht nicht viel Federlesens und kennt auch wenige Scrupel, um seinem Triebe, seinem Gelüste, seinem Verlangen, seinem nicht zu bannenden Wunsche — wenn schon nicht „der Welt ein Loch zu schlagen“, so doch während einiger Tages- oder Nachtstunden sich zu vergnügen, zu erlustigen, zu ergötzen — fröhnen zu können. Namentlich, wenn es sich um einen „Sux“, eine „Heze“ oder um sein Hauptfaible: einen „Ausflug“ in Wald und Flur, einen „Rutscher über Land“ handelt.

Und da muß denn gleich vorweg die fatale Thatsache constatirt werden, daß bei dem Original-Wiener — wir sprechen immer vom „Volke“ in der eigentlichen Bedeutung des Wortes — der Sinn für Häuslichkeit, der Hang und die Neigung für ein abendliches Beisammensein im „traulichen Heim“ nicht sonderlich ausgedrückt ist. Wohl gibt es dort und da, und gar, wo die Armuth und der Mangel zur Einschränkung und zu Entbehrungen zwingt, Scenen und Bilder innigsten Familienlebens, die dem Beschauer an's Herz gehen und ihm Achtung und Bewunderung abringen, wenn er sieht, bis zu welchem Grade von Heroismus die rührendste Genügsamkeit sich steigern kann; wie selbst Leid und Unglück, Elend und Noth die Bande gegenseitiger Liebe nur noch fester knüpfen; wie in der selbstlosen Aufopferung des Einen das Andere seine Tröstung und sein Beispiel findet und man nur in der gemeinsamen Ertragung der unerbittlichen Schicksalsschläge deren Härte und Schwere weniger zu fühlen glaubt. Und so ist unter Edelsinnigen oft das Unglück der Witt, der die Leutchen unzertrennbar zusammenhält. Aber im Allgemeinen und in der Mehrheit und unter gewöhnlichen Verhältnissen und Umständen ist der Wiener — ein Ausläufer, der nicht nur in besonderen Fällen einem plötzlichen internen Verdruß oder etwaigem Jammer und etlicher Trübsal, die ihn zwischen seinen vier Wänden zu erwarten drohen, gerne entflieht, um auswärts und unter Gleichgesinnten Trost und Stärkung zu suchen und zu finden, er ist vielmehr überhaupt ein beständiger und passionirter häuslicher Flüchtling, ein Wirthshausgeher par excellence, der das Aneipenleben mit Leidenschaft cultivirt und auf der Bierbank und im muffigen Weinkeller einen starken Bruchtheil seines irdischen Daseins verfaß und — versißt.

Jeder ehrliche Sittenschilderer, dem es in allen Dingen um die Wahrheit und unter allen Umständen nur um die ungeschminkte Wahrheit zu thun ist, muß und wird deßhalb gestehen, daß das leidige Wirthshaus (und was d'rum und d'ran) im Leben des Wiener's ein mächtiger Factor und nicht etwa durch abnorme Geschehnisse geworden, vielmehr von jeher gewesen ist. Das halbdunkle, rauchgeschwärzte, selten gescheuerte „Gastzimmer“ seiner nachbarlichen Stamm- und Lieblingskneipe ist der Fleck, wo sich der echte Wiener am heimischsten fühlt, wo er am häufigsten und am sichersten zu finden ist und wohin es ihn unter allen, auch den seltsamsten Anlässen mit magischer Gewalt zieht. Zuerst will es schon die süße (ererbte) Gewohnheit, den „Frühpfiff“ oder das „Stehseitel“ an der Quelle, das heißt an der „Schenke“ und angesichts des Spundloches und der Pipe, sich zu gönnen. Die Geschichte wird rasch abgemacht und erfordert höchstens fünf Minuten Aufenthalt. Aber der Kundige lächelt zu solch gleisnerisch-bescheidenem Vorhaben, das vermeintlich „unschuldige“ und zu rechtfertigende Gelüste wiederholt sich in kurzen Zwischenräumen, und erreichen diese (stets eiligen) Visiten bei ausgepickteren Naturen tagsüber eine oft stattliche Zahl. Dennoch eröffnet er erst Abends hier seine regelrechte Ansiedlung und Hauptniederlassung, wo dann die Wirthsstube mit ihren intimen Vorgängen zu jener socialen Bedeutung gelangt, die sie im Culturleben des Wiener Volkes seit undenklichen Zeiten eingenommen hat.

Man könnte Bände voll schreiben, wollte man weiter nichts als das „Wiener Wirthshausleben“ in seinen bunten Einzelheiten, seinen sittlichen Vorzügen und Nachtheilen, in seinen unausweichlichen Consequenzen und vorzugsweise in seinen gesellschaftlichen Beziehungen und Wechselwirkungen genauer schildern. Das Wiener Wirthshaus! Nirgends werden jene Allianzen gegründet, die nicht allein zum „Gevatterbitten“ ermuthigen, sondern auch bis zur Verschwiegerung und Verschwägerung gedeihen; nirgends jene Freundschaften und „Bruderschaften“ geschlossen, die bis ans Lebensende reichen; nirgends aber auch jene „tödlichen“ Feindschaften angebahnt und besiegelt, die bis in den Gerichtssaal führen, als — im Gasthause, sei es am Stammtische des „Extrazimmers“ unter behäbigen Honoratioren, sei es in der Atmosphäre der „Schwemme“, wo der „kleine Mann“ mit der Pudelhaube oder in Hemdärmeln und mit dem Schurzfell angethan sein frugales Abendbrod verzehrt. Denn das Wirthshaus ist diesen allen vielleicht ihr Alles, was ihr einförmig Dasein an Lust und Reiz und Vergnügungen ihnen zu bieten vermag; es ist Manchem beinahe sein Domicil, das er nur selten und nur sprungweise verläßt; jedenfalls ist es aber den Meisten die einzige Zufluchtsstätte, wohin es sie drängt, wenn sie ihrem von Kummer gepreßten oder von Freude erregten Herzen Luft machen wollen. Das Ventil heißt: rasche Mittheilung, und wo fände Jeder für jegliche Stimmung die richtigste Theilnahme wenn nicht hier, in dem patentirten Kreise von ungeheuchelter

Kameradschaft und wahrster Brüderlichkeit! Freilich reifen auch hier nicht alle Pläne nach Wunsch und laufen einzelne Episoden nicht immer ganz glatt ab und bringen es *par force*-„Hezen“ mitunter sogar zu ernsteren Debatten mit einem kleinen Handgemerze der Duellanten und einer Universalbalgerei im Gefolge, so daß Wirth und Hausknecht sich ins Schlachtgetümmel stürzen, die Streitenden mit Gewalt trennen und den Störefred beseitigen müssen, worauf bei einigen Versöhnungslitern meist wieder zur Befestigung der alten Eintracht geschritten wird. Aber diese jedenfalls bedauerlichen Intermezzi ereignen sich — in den Mittelclassen — doch nur selten, denn der Wiener ist im Allgemeinen kein



Der Stammgast.

geborener Raufbold und kein Professionsstänkerer, nur ein unverbesserlicher Hänsler und Witzreißer, der mit seinen, wenn auch nie bösgemeinten „Auffigern“ und hauptsächlich mit seinen „nationalen“ Anekdoten und Bonmots bei befangenen und beschränkten Geistern leicht Anstoß erregen kann. „War halt a Hez! Dös bringt kein' Menschen um!“ So lautet beiläufig seine gewöhnliche Schutz- und Entschuldigungsrede, falls in Unheil losbrechen sollte oder factisch losgebrochen ist.

„Eine Heze!“ Das Ideal irdischer Glückseligkeit nach dem Geschmacke des eingefleischten Wiener! Für eine gelungene „Heze“, eine lustige „Kemasuri“, einen Schabernack, den er Diesem oder Jemem

spielen kann, würde er sein Theuerstes opfern. Zu derlei Zwecken ist nun das Stammwirthshaus wohl das richtigste Terrain, es wird ihm aber bei seinen Lebenseinrichtungen auch ansonst noch zur Unentbehrlichkeit, wie das Schild mit dem Zeiger von Reifig zum leitenden Compaß für die verschiedensten Ziele, Absichten, Pläne, Wünsche und Bedürfnisse, so daß also schießlich Mancher, wie erwähnt, hier mehr „zu Hause“ ist als — in seiner gemietheten Wohnung.

Denn nicht nur behufs der allabendlichen Symposien unter „bewährten“ Freunden und Genossen, wo der absolvirten mehrstündigen Tarok-, Preference- oder Besekpartie im gleichgearteten Café sodann unverweilt das gemüthliche „Angeh'n“ und „Schnapsen“ und das übliche „Auszipfeln“ sich anreihet, es wird das Wirthshaus auch aus anderen ebenfalls „unabweisbaren“ Gründen aufgesucht. Unabweisbar? Gewiß. Hören wir nur die Chronik

einer Woche, so ist: heute Montag der normale Zahltag für den Los- oder Krankenverein, oder es gibt vielleicht ein kleines „Lätzl“, eine Namenstag- oder Geburtstagfeier, cordiale Feten, die der Kunde nach abgehalten werden müssen; morgen Dienstag irgend ein beliebiger Jahrestag, beispielsweise einer Vermählung, eines Hauskaufes, eines Bürgerjubiläums zc.; Mittwoch eine wirkliche Hochzeit, die am praktischsten ja nur im Wirthshaus-Extrazimmer begangen werden kann; Donnerstag ist etwa ein Trauermahl nach dem Leichenbegängnisse eines werthen Compatrioten mit opulentem Trinkgelage und splendider Schmauserei, ein Zechopfer, den Manen des Todten gebracht, das, nach Kampf's classischem Referate, meist sehr animirt zu werden und überaus heiter zu enden pflegt; Freitag ist das männiglich bekannte obligate „Wurstessen“, das unmöglich ausgelassen werden kann; Samstag hat der Geselligkeitsverein „die Nachtvögel“ oder der Sängerbund „Brüllaria“ den statutenmäßigen Productionsabend, und Sonntag ist die beliebte Volksjängergesellschaft X mit der „Salonjodlerin“ Y annoncirt, wo man am wenigsten fehlen wird, weil es erstens ein wirklicher und noch dazu billiger Kunstgenuß und zweitens das Ganze zum „todtlachen“ ist.

Wie man schon aus diesem nur oberflächlich zusammengestellten Repertoire, das sich noch vielfältig erweitern ließe und durch eingeschobene Überraschungen des erfindungsreichen Wirthes auch allwochentlich erweitert und erneuert wird, sieht, gibt es der Abwechslung genug, um für jeden Abend das Animo zu finden, sogar mit der „Seinen“ und den „Seinigen“ diesen „unschuldigen“ Zerstreuungen gewissenhaft beizuwohnen. Daß ferner die eingestreuten Zither- und Streichquartett-Abende, die übrigen Musik- und Tanzkränzchen, dann die carnevalistischen Unterhaltungen, die „renommirten“ Gesellschafts-, dann die famosen „Schlafhauben-“, „Negligé-“, „Spaßen-“ und „Nachbarn-Bälle“ zc., die jeder aufmerksame Wirth für seine „täglichen Gäste“ veranstalten wird, jedenfalls auf ein starkes Besuchsquantum rechnen können, liegt in der Natur der Sache, das heißt in den Lebensgewohnheiten des Wiener's. Und was der hier einschlägigen Sittenbilder noch mehr sind.

Es sind erst zehn bis fünfzehn Jahre, daß man im kühleren, „arbeitsamen“ Norden über das zeitraubende, gedankentödtende, sybaritische und kostspielige „Kaffeehaus- und Wirthshausleben“ der leichtblütigen Wiener viel spöttelte; man hat mittlerweile dort selbst von dem süßen Gifte gekostet, es schmachhaft befunden und uns in dieser Beziehung schon bedeutend — überflügelt

Hämische Kritiker könnten sich nach diesem Abschnitte die Bemerkung gestatten, daß ein „Sittenschilderer“ Wiens, nachdem er unser „Wirthshausleben“, wenn auch nur mit flüchtigen Strichen zeichnete, damit den größten Theil seiner Aufgabe gelöst habe. Und nicht mit Unrecht. Wie dem aber auch sei, Einiges gibt es denn doch noch zu bemerken.

Wien wurde einst die „Theaterstadt“ genannt. Nicht der Zahl der Musentempel, die gegen anderwärts immer bescheiden blieb, sondern des lebhaften Interesses, des zwar schönen, aber oft übertriebenen Feuereifers wegen, womit der eingeborene „hausgefessene“ Wiener für sein jeweiliges Leib- und Lieblingstheater eintrat und für seine erkorenen Günstlinge in ungeheucheltem Enthusiasmus und in hingebendster Weise ins Zeug ging. Hierbei muß jedoch angeführt werden, daß von den bestandenen und noch bestehenden fünf stabilen Theatern ein jedes der Reihe nach im Allgemeinen und aus speciellen Ursachen für ganze Zeitabschnitte in der Mode war. Anderseits ist es wieder eine locale Eigen- thümlichkeit, daß einzelne Volksschichten meist immer einem und demselben Theater, und zwar trotz dessen bedenklichster Wandlungen, von Generation auf Generation treu bleiben und daß der Enkel auch heute noch jenes Theater bevorzugt, das sein Großvater einst favorisirte und wo er selbst noch als täppischer Junge freudigst aufgejauchzt oder bitterlich geweint hat.

In den Kreisen des Mittelstandes schwärmte man allzeit am meisten und heftigsten für die beiden Hoftheater, eine Sympathie, die sich wohl noch bis heute erhielt, wenn auch nach dem Ausspruche hochbetagter und glaubwürdiger Zeugen verflossener Glanzepochen der Kunst so manche jener unvergeßlichen Leistungen von den Epigonen nicht mehr voll- kommen erreicht wurde. Aber wie es einst Festtage in einer soliden bürgerlichen Familie waren, wenn das Oberhaupt derselben seinem Nachwuchs gestattete, einer der damals gang und gäben Mustervorstellungen, um die uns ja alle Welt beneidete, beizuwohnen, und die Töchter im zweiten Parterre oder auf der vierten Galerie des Burgtheaters, und die Söhne im fünften Stocke des alten Kärntnerthortheaters, von gleich heißblütigen Kunstfreunden eingezwängt, saßen, mit Auge und Ohr verschlangen, was da unten auf der Bühne geradezu Wunderbares vorging, Jedes auf dem Heimweg in Anpreisung der Vorzüge seines Idols sich heiser redete und noch wochenlang nur von demselben Thema sprach — so ist's in dieser Richtung bei einer bestimmten empfindenden Menschenclasse dormalen wohl auch nicht anders. Schwuren die Väter und Mütter zu den Göttern ihrer Zeit und fanden nicht der Worte genug, wenn sie von „ihrer“ Schröder, Müller, Neumann, Peche, Kettich, von Fritz Demmer, Heurteur, Anschütz, Korn, Löwe, Laroche, Fichtner, Wilhelmi zc. oder von den Gesangscelebritäten — wir nennen nur die deutschen — von einer Sontag, Ungher, Ernst, Schröder-Devrient, Luzer, Hasselt; von Wild, Staudigl, Forti, Binder zc. zu erzählen begannen, so sind die Nachkommen jener treuen Enthusiasten für die edleren Theatergenüsse ihrer Periode nicht minder dankbar und blicken mit gleicher Verehrung zu den Sternen, die jetzt am Kunsthimmel glänzen und leuchten.

Denn es gibt — dem Himmel sei Dank! — wenn auch schon die Ära der verzückten Exaltados und effectiven „Theaternarren“, wo die Lind-Elzler-Taglioni-Bischof-Böckh-

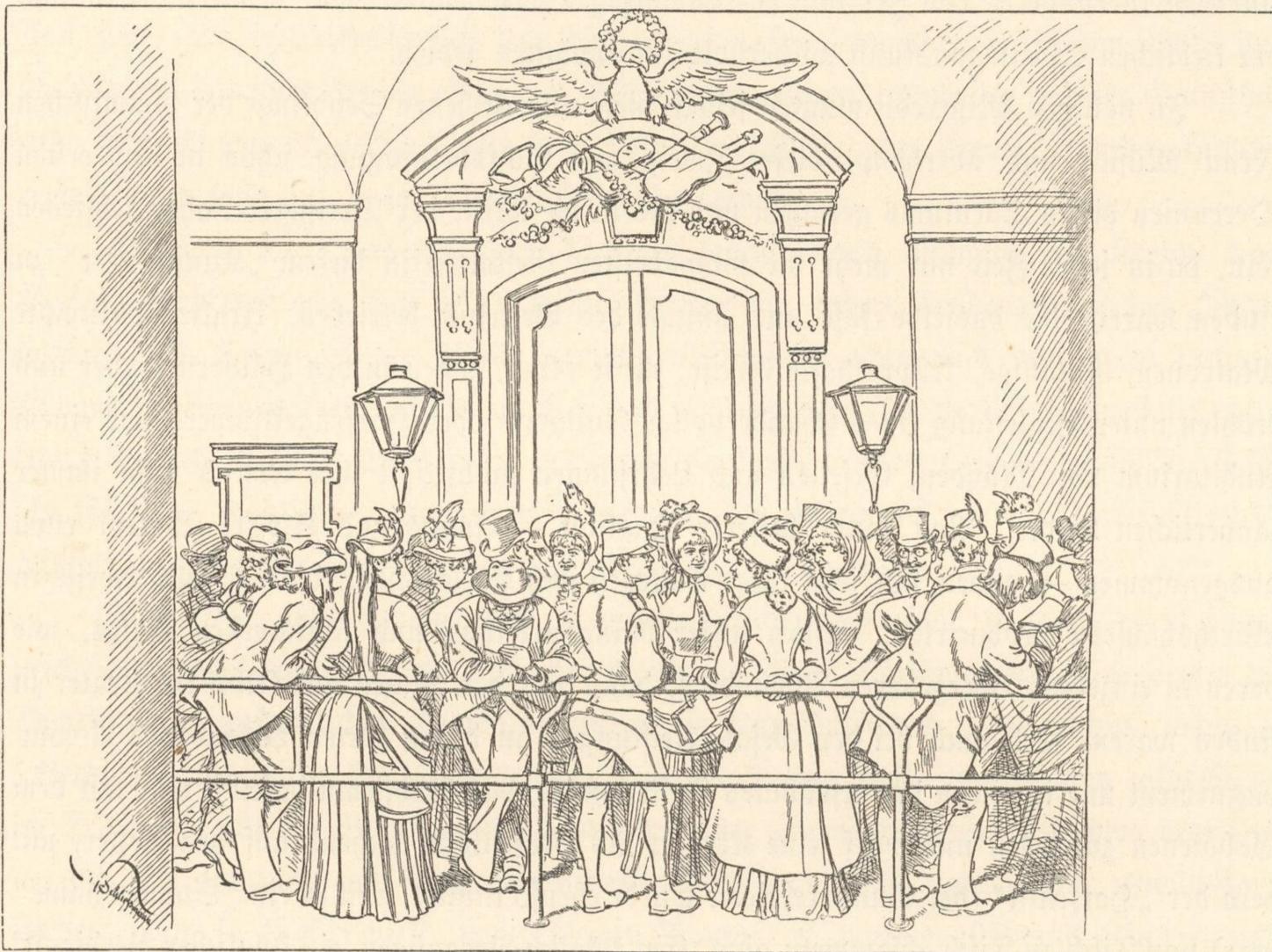
Fanatter mit ihren Gegnern sich allabendlich prügelten, so ziemlich vorüber ist, in dem durch „sinnlos materielles Genußleben“ angeblich geistig „verflachten“ Wien doch noch immer eine ansehnliche Gemeinde wahrhafter und verständiger und gebildeter Kunstfreunde beiderlei Geschlechtes. Und es sind brave, gediegene Leute honorigsten Charakters und sinniger Denkweise, die von dem Trubel der leichten Späßmacherei, von dem wüsten Lärm und Gejohl und Gedusel der Schlemmer und Zecher sich regelmäßig und sorgfältig absondern und dafür dort sich einzufinden pflegen, wo nicht speciell Bacchus und Gambrius, wohl aber den Mäsen ihre Tempel errichtet wurden.

Und eben deshalb ist auch ein gewisses Gruppenbild, eine bekannte „öffentliche Scene“, so sehr auch von vielen Seiten gelacht und die Sache sogar zum Ergötzen nicht nur des „gemeinen Mannes“, vielmehr auch der sogenannten „gebildeten Stände“ vor aller Welt drastisch parodirt und verhöhnt wurde, nach dem Dafürhalten Andersdenkender viel eher erfreulich und herzerhebend als der schnöden Verspottung würdig. Wir meinen das Schauspiel des „kalten Fegefeuers“, das uns allwochentlich meist ein paarmal eine Anzahl beherzter Jünglinge und muthiger Jungfrauen bietet, eine Schar liebenswerther Theater-Enthusiasten, die im Stande sind, fünf bis sechs Stunden, bei jeder Art Wetter und auch in bitterster Kälte vor den Pforten des Schauspielhauses, inmitten eines dichten Knäuels gleichgesinnter Idealisten das Textbuch der Oper oder die Reclam'sche Zehnkreuzerausgabe des Tagesclassikers emsig studirend, in Geduld auszuharren, bis endlich der „Einlaß“ in ihr Allerheiligstes gestattet ist, wo erst ein vierthalbständiger ästhetischer Genuß ihre frudigste Ausdauer belohnt. Blasirte Flaneure, geschäfts- oder wirthshauseilige Passanten lächeln zu solchem Treiben und wickeln über derlei theatralische Heißsporne und Komöden-Fexe — wir glauben, man sollte viel lieber von solcher Hingebung erbaut sein. Und erbaulich ist ja dann auch der Ausblick zum „Olymp“ im Innern des Hauses, wo diese „Glücklichen“, zwar abermals Kopf an Kopf gepreßt, zuschauen, aber in hehrer Bewunderung versunken, in Entzücken aufgelöst sind, und wo hin und wieder sogar das Gegenstück dieser Bezauberten, eine ehrbare Grundpatrizierin, welcher die Schiller'schen Tambe und die Grillparzer'schen Trochäen „zu hoch“ und die Leiden und Klagen Sfabellens, Beatriens, Sphigeniens und Melittas ganz unverständlich sind, als vereinzelte Schläferin und lee Schnarcherin die schöne Wirkung des Gesamtbildes nicht zu stören vermag.

Ja, noch immer stellt die verschriene Stadt des „crassesten Materialismus“, der Frivolität und Leichtlebigkeit, eine starke Besatzung von Verehrern des Schönen und Edlen, und zwar aus der Mitte des Volkes, und die Theater wären heute noch, wie Anno dazumal, allabendlich gefüllt und überfüllt, wenn — Manches anders sein würde.

Unerst kam die schwere Vertheuerung dieses Vergnügens, dessen Beschaffung für sich und seine Angehörigen dem einfachen Kleinbürger, dem wenigbemittelten Geschäfts-

manne bei den sonstigen schweren Anforderungen der Übergangs- und Neuzeit, schließlich fast zur Unmöglichkeit wurde. Weiter verdarb man schier systematisch dem Volke die nachhaltige Lust am Theater. Gewissenlose oder platterdings unfähige Leiter der designirten „Volksbühnen“ speculirten allzusehr auf die Toleranz oder Urtheilslosigkeit ihres gut- und langmüthigen Publicums und fütterten dasselbe mit abgestandenen Gerichten, nichtsnutzigen „Charaktergemälden“, schalen Possen und absurdem Rührbrei, welches geschmacklose, fade Gemisch sie zuweilen durch etliche windige Gaukeleien, die gewissen „leichten



Einlaß ins Burgtheater.

Anreizungen“, getrillerten Klingklang, grelle Effectbrocken oder überpfefferte soi-disant „Pikanterien“ mundgerecht oder plausibel zu machen suchten. Das verdroß denn doch auf die Länge der Dauer die Genarrten, sie scheuten die zugemutheten Opfer an Geld und Zeit, und man blieb von den populärsten Stätten der dramatischen Muse einfach fort.

Wohin wendete sich das des Theaters überdrüssige Volk, um nach des Tages Mühe, nach gethaner Arbeit sich zu ergötzen, die Abende zu verkürzen, die angehäuften Sorgen für eine knappe Frist zu bannen und überhaupt um sich zu „zerstreuen“, für alles Kommende zu wappnen und sich heiter zu stimmen? Man drängte es ja förmlich nach anderwärts, und so ging es dorthin, wo es schon einmal vor vielen Jahren war und wo auch Vater und

Großvater sich einfanden, wenn es sich darum handelte, durch ein paar Stündchen sich zu beuſtigen. Es ſuchte wieder ſeine „Volksjänger“ auf — ehemals „Harfeniſten“ genannt — und was in den Bereich dieſer Branche und dieſes Genres gehört.

Es iſt eine hundertjährige Geſchichte, die da zu erzählen wäre, wenn man auf das „Wieer Volksjängerthum“ zu ſprechen kommt, da hier allzeit der günſtigſte Boden zu ſein ſchien, wo dieſe allerdings ſchon zu Bruder Auguſtins Zeiten arg degenerirt gewesene Pflanze des Volksgeſanges und des Volksliedes, die trivialſte Abart der alten edlen Meiſterſingerei, das Zerrbild des anmuthigen Troubadour- und Miuſtreliwefens und der lieblichen Spielmannskunſt wiederholt am üppigſten gedieh.

In völligen Mißcredit mußten jedoch dieſe ungerathenen Sendlinge der himmliſchen Frau Musica und überhaupt dieſer Zweig von Volksbeluſtigung ſchon in den erſten Decemien dieſes Säculums gerathen und bis in die Mitte der Dreißiger-Jahre geblieben ſein, da in jener Zeit nur mehr die pitoyabelſten Geſtalten in dieſem „Kunſtmetier“ zu finden waren, die daſſelbe faſt nur anſtatt des Bettelns betrieben. Uralte, zerlumpte Matronen, hinfällige, krüppelhafte Greiſe, meiſt blind, zogen in den Häuſern umher und krächten unter Begleitung eines ſchaudervollen Guitarre- oder Harfengeklammers vor einem Auditorium von Mägden, Geſellen und Lehrjungen mühseligſt ihre textlich nicht immer ſauberlichen Lieder. Von kaum beſſerer Qualität — Jonas und Stöckel (Water) etwa ausgenommen — gaben ſich jene ihrer Collegen und Colleginnen, die ſich ſolcherweiſe in Wirthshäuſern producirten, freilich letzter Rangordnung und ſchlimmſten Rufes, wie deren in einzelnen entlegeneren Vorſtädten, dann vor den Linien und ſelbſt im Prater zu finden waren. Und auch bei den Geſangsleiſtungen an dieſen Orten beſtand das Accompanement nur in einem der erwähnten Inſtrumente, das Publicum daſelbſt war mit dem Gebotenen zufrieden und warf ſeine Kreuzer als Muſenlohn lachend auf den Teller, mit dem der „Harfeniſt“ (der Guitarreſpieler wurde ebenſo titulirt, weil es ein „Standesname“ war) von Tiſch zu Tiſch abſammeln ging. Ein kläglich Vergnügen, ein kläglicher Verdienſt!

Da tauchte ein Mann auf, der dem ganzen Stande eine andere Färbung, einen anderen Charakter verlieh. Moſer, der anfänglich auch noch bei der Harfe, alſo als leibhafter „Harfeniſt“ wirkte, verbannte bald das discreditirte Inſtrument, wählte das vornehmere Clavier, gewann ein paar tüchtige Mitglieder, ſchrieb für ſich und ſeine Geſellſchaft ſelbſt die (ſehr wißigen) Lieder, Duette, Terzette und komiſchen Scenen, nannte ſich „Volksjänger“, perhorreſcirte auch das „ignoble“ Abſammeln, ſtipulirte dafür ein fixes (mäßiges) Entrée, ließ ſich wie eine andere Kunſterſcheinung durch Placate annonciren und gab — was von Wichtigkeit für die angeſtrebte Reform und Läuterung — ſeine „Soiréen“ nur in beſſeren und beſten Localitäten, wohin auch ſogleich nur das anſtändigſte Publicum ihm folgte.

Der Zulauf war ein enormer und wuchs umsomehr, als die Volkstheater gerade um jene Zeit im Allgemeinen eine etwas unrühmliche Existenz führten, ihr Repertoire an peinlicher Sterilität litt und die gebotenen Novitäten meist Fehlschüsse waren. Außerdem darf es nicht vergessen, muß vielmehr laut anerkannt werden, daß Moser, der simple „Volkssänger“, auf den Geschmack des großen Publicums reinigend wirkte und daß ein Familienvater mit den Seinen diesen überaus drolligen, aber stets moderirten und honneten Productionen auch sorglos beiwohnen konnte, was bei manchen Theaterpossen nicht der Fall war. So schmeichelte sich das Volkssängerwesen immer mehr in die Gunst des Publicums, das diese Art der obligaten „Abendunterhaltung“, wobei es in aller Gemüthsruhe zugleich sein Vesperbrod verzehren und seine Pfeife oder Cigarre rauchen konnte, recht bequem fand und so die Theater fast ganz vergaß.

Angelockt durch das gelungene Beispiel tauchte dann allmählig eine Legion von Volkssängerfirmen auf, von denen freilich die meisten andere Tendenzen als der „Purificator“ und Sittenprediger Moser verfolgten, dennoch aber auch mit ihrem lockeren Programm einen reichen Schnitt für sich und dagegen dem Theaterbesuch ebenfalls, also eine erweiterte fühlbare Concurrrenz zu machen verstanden. Dies war namentlich der Fall, als Fürst — wohl der „ungezogenste Liebling der Camönen“ — auf dem „Brettel“ erschien, dem sich der schnell beliebt gewordene Matras zugesellte.

Fürst war ohne Zweifel eine originelle Erscheinung und, so lange er in seiner bescheidenen Sphäre blieb, von packender Wirkung. Wenn Tyrtaus durch seine Lieder die Spartaner zu unsterblichen Thaten begeisterte, so kann Fürst das — sit venia verbo — „Verdienst“ für sich in Anspruch nehmen, daß durch eine Reihe von Jahren mindestens die Hälfte der Wiener Bevölkerung — und darunter alle Stände und Schichten begriffen — sich fast nur mehr mit ihm, dem neuesten Amphion beschäftigte. Seine urwüchsigten Lieder: „Nur ka Wasser nit!“, vom „blauen Montag“ zc. wurden allüberall gesungen und verschafften dem merkwürdigen Sänger und grotesken „Dichter“ sogar Zutritt in den Salon. Auf der Höhe seines Ruhmes angelangt, stachelte ihn der Ehrgeiz, „Theaterdirector“ zu werden; er wurde es auch wiederholt, prosperirte, wie zu erwarten war, nicht, schuf aber dafür schließlich ein wirkliches „Volkstheater“ — allerdings minderen Ranges — im Prater, das auch seinen Namen trägt und bei einem specifischen Theile der Bevölkerung Anklang fand und noch findet. Dennoch stieg er mit dieser theatralischen Gründung die Leiter seiner eigentlichen socialen Gloriele — hinab.

Fürst, der gewaltthätige Antipode Mosers, hatte die Unbändigkeit, die Ungenirtheit, die Derbheit, um nicht zu sagen Roheit, sowie das Cynische in Geste und Ausdruck und das Starksinnliche auf seine Fahne geschrieben, was wohl schon allein hinlänglich frappirte und anzog. Nebstbei wußte er aber seinen faustischen und vernichtenden Bierzeilen auch

noch prickelnde und elektrisirende Melodien beizugeben, die rasch ins Blut seiner empfänglichen Landsleute übergingen, welche zündende und schneidige Weisen, mit unterlegtem äzendstem Texte, dem Wesen des Urwienertums — nämlich jener Gattung von dem Gepräge der „unteren“ Hunderttausende — nicht nur vollkommen entsprachen, die es auch in seiner Eigenheit haarscharf individualisirten und charakterisirten. Das erklärte den ungeheuren Erfolg dieses höhnisch schmunzelnden Fauns, dem während der „Glanzzeit“ seines Wirkens eine culturelle und gesellschaftliche Bedeutung nicht abgesprochen werden kann. Leider machte Fürst aber auch „Schule“, und seine Scholaren, die den Meister natürlich sogleich bis ans Stupende überboten, waren — Damen. Das zarte, weibliche Geschlecht erstürmte die Rostra und verkündete, ohne zu erröthen, den Beginn der Herrschaft des — Unbeschreibbaren. Das Chaos brach los.

Es fällt uns nicht ein, jener zuchtlosen Zeit mehr Worte zu widmen, als zur Erwähnung ihrer Existenz nöthig. Genug, daß diese bedauerliche Wirthschaft auch durch ein Decennium währte, daß diese singenden Phrynen und Hetären im Punkte der Sittenverderbniß und der Geschmacks- und Gemüthsverwilderung viel Unheil anstifteten, daß aber auch dieses Interregnum der moralischen Zügellosigkeit sich überlebte, nachdem eine Steigerung, also Erhöhung des „Reizes“ nicht mehr möglich war und die Hauptvertreterinnen der Strophen-Zote theils starben, theils verdarben. Vorbei! Vorbei! . .

Nachdem das Unwetter sich verzogen hatte, das Publicum auch zur Einsicht gekommen war und vor einer Fortsetzung dieses wüsten, aber dennoch monotonen Trubels Abscheu empfand, dachten die vernünftigen und anständigen Mitglieder der buntscheckigen Volksfängergilde selbst an eine gründliche Reinigung und Hebung ihres verrufenen Standes. Sie emancipirten sich vorerst von der immer bedenklichen Mitwirkung weiblicher Kräfte, theilten sich in neu organisirte Gruppen und „Gesellschaften“, erwarben sich erweiterte Concessionen für „Singspielhallen“ und führten, Alles in Allem genommen, wenigstens eine nicht unehrbare Existenz. Aber fast gleichzeitig mit dieser höchst dringlich gewordenen Umgestaltung und jüngsten Läuterung des Volksfängerthums kam ein neues Product — man könnte es beinahe Übel nennen — in Aufschwung, das bei der Leidenschaftlichkeit und Schaulust des Wienerers im Nu zur dominirenden Herrschaft gelangte und eine Ausdehnung und Vervielfältigung erreichte, die den ruhigen und vorsorglichen Beobachter ebenfalls bange machen konnte. Wir meinen das „Tingel-Tangelwesen“ — oder vielmehr Unwesen.

Die Schöpfung ist eine norddeutsche, wo ja auch die mißlichen „Rauchtheater“ ihre Geburtsstätte haben, eine verwandte Anstalt für Augen- und Ohrenschmaus größter Gattung, die den Sinn für bessere und reinere Genüsse bei ihren Anhängern total zu ersticken wußte. Das „Tingel-Tangel“ hat nun in dieser Beziehung einen noch ausgesprochenen Charakter, da seine Hauptaufgabe darin besteht, sein Publicum durch das

Bunterlei des Gebotenen zu — betäuben und ihm zugleich auch als Surrogat für Theater und Volksfänger zu dienen. In dem „Tingel-Tangel“ findet der Mensch Alles, was hörens-, sehens- und staunenswerth ist und worüber er dennoch nicht viel oder eigentlich gar nicht zu denken braucht, — bekanntlich für Viele das Angenehmste. Das Programm eines solchen Etablissements ist demnach wie die Speisefarte einer modernen Abfütterungs-Unternehmung, vulgo „Restauration“, deren mannigfaltige und vielzeilige Nomenclatur von Gerichten und Delicatessen aller Art allein schon den Leser verblüfft. Und „verblüffen“ ist auch die Mission des „Tingel-Tangel“, in dessen grell ausgestatteten Räumen dem p. t. Besucher um ein Billiges alle jene Merkwürdigkeiten und „Kunstkräfte ersten Ranges“ vorgeführt werden, über welche die gesammte Welt momentan verfügt.

So erhält denn der sensationslüsterne Gast zu seinem Kalbsbraten und seinem Krügel zweifelhaften Lager, wenn schon nicht einen gelb- oder braun- oder schwarzhäutigen, wie Kautschuk geschmeidigen, knochenlosen Tausendsassa, so doch gewiß einen Violinspieler, der ohne Arme geboren, einen einbeinigen Tänzer, einen Feuerfresser, einen Schwerterschlucker, einen Messerwerfer, eine Seiltänzerin, einen Jongleur, einen Athleten, einen Kunstschützen, eine Akrobatenfamilie zc., außerdem als „Ruhpunkte“ und Füllsel einen Thierstimmen-Imitator, einen Schnellzeichner, einen Wiener Volksfänger, französische oder englische oder spanische Chansonetten-Sängerinnen und zum Schlusse: dressirte Ochsen, tanzende und musicirende Elephanten, gelehrte Hunde u. s. w. zur geneigten Bewunderung und zum möglichsten Staunen vorgeführt und durch findigste Reclamen anempfohlen. Und „Morgen wieder Neues!“ „Das Repertoire täglich gewechselt!“ heißt es in den Affichen. Was Wunder, daß man morgen wieder kommt, um von anderen ethnographischen oder künstlerischen Merkwürdigkeiten und Ungeheuerlichkeiten überrascht zu werden. Und so fort.

Die „Tingel-Tangel“ wuchsen in Wien, gleich anderem Unkraut, förmlich aus der Erde. In allen vierunddreißig Vorstädten — um die ehemalige, hier bezeichnendere Titulatur zu gebrauchen — gab es urplötzlich „Tingel-Tangel“. Was manche dem Publicum boten, läßt sich ahnen, aber die große, nie sonderlich denkende und grübelnde Masse wurde durch die bombastischen figuralischen Annoncen doch haranguirt und drängte sich in die mesquinsten Spelunken, um für ihr schwer verdientes Begegeld etwas „ordentlich Haarsträubendes“ und „Nochniedagewesenes“ zu sehen und nebenbei an dem echt gassenhauerischen Couplet eines ausrangirten Gesangskomikers oder einer ermittirten Soubrette sich pflichtschuldig zu ergötzen und gehörig auszujubeln. Das geschah denn auch und zwar wieder bis zum eigenen Überdruß.

Da es nämlich den (meist nur provisorischen und Interims-) Besitzern, Pächtern und Leitern dieser „internationalen Kunstetablissements“ — mitunter sehr dunklen Ehrenmännern — auf die Länge schwierig wurde, stets nur hervorragende „Artisten“ und

„Specialitäten“ für ihre immer unrentabler sich gestaltenden Unternehmungen herbeizuschaffen, die eigentliche „Attraction“ also fehlte und man glaubte, diesen Abgang, dieses Manco an „Sensationellem“ durch, wenn auch gealterte und stimmlose, aber kühn decolletirte und dreist phantastisch costümirte „Singmamsells“ zu ersetzen, was jedoch nicht versing, vielmehr selbst den ausharrendsten Applausfex abstumpfte und auch ihn endlich ganz vertrieb, so schlossen sich, wie sie entstanden, ebenso rasch, diese Quasi-Musentempel für „gemischte Kunst“ und besitzt Wien gegenwärtig nur mehr zwei oder höchstens drei derselben. Das „Orpheum“, das sich gleich ursprünglich nobilisirte und wirklich manch Interessantes in seinem Genre bietet, ist und war das vorzüglichste „Tingel-Tangel“. Aber alle miteinander, ob gut ob schlecht, schädigten die Theater, die doch wahrlich eine würdigere, ja volkserziehende und -bildende Aufgabe haben, und entzogen ihnen im Vereine mit Volksfängern, Singspielhallen und den übrigen Lockvögeln dieser Art viele Tausende von sonst treuen Besuchern. Das ist, nebst Anderem, ernsthaft zu beklagen.

Wie sich Wien weiter noch unterhält? Das heißt: das Volk von Wien? Je nun, es gilt auch hier der tolerante Grundsatz, Jeden nach seiner Façon, wenn schon nicht selig und glücklich werden, so doch sich vergnügen zu lassen. Und warum auch nicht? Gibt es doch Leute von solch exemplarischer Genügsamkeit, von solch wunderbarer Bescheidenheit in ihren Ansprüchen an die Freuden des Lebens, daß sie uns fast an die Weisen des Alterthums erinnern und unsere Bewunderung herausfordern könnten, wenn uns bei aufmerksamer Betrachtung nicht vielmehr das herzlichste Lachen oder auch eine gewisse Rührung näher sein würde. Ein Spaziergang quer durch Wien und um Wien lehrt uns Manches und Vieles und zeigt in zahllosen Beispielen, wie wenig der Mensch eigentlich bedarf, um zufrieden zu sein. Gehen wir hundertmal denselben Weg, so begegnen wir hundertmal denselben Leuten, von denen aber gut die Hälfte nicht ihren regelmäßigen Geschäftspflichten nachzukommen, sondern ihre Recreations- und Erholungszeit, und zwar nur in der gewohnten Methode auszufüllen sucht.

Unser Herrgott hält sich bekanntlich verschiedene Kostgänger und sorgte durch Originale, daß es auf der Welt nicht zu einförmig werde, während wieder eben die Einförmigkeit der Lebensweise diese Einzelnen zu Originalen stempelt. Nehmen wir vorerst die „Stillen im Lande“ vor, die, unbekümmert um das tosende Geräusch des Menschenverkehrs und die überraschendsten Geschehnisse und Ereignisse, nur ihre harmlosen Separatneigungen befriedigen und die es aus dieser Ursache jahrüber und alltäglich und zur gleichen Stunde immer an die nämlichen Punkte zieht, mag auch dort und da das Merkwürdigste zu schauen sein. Kärrische, aber unschädliche und bescheidene Käuze!

So durchwandert beispielsweise der Eine, der just nicht lebensfatt, dem aber doch nur an der Stätte der Verwesung wohl wird, zum tausendsten Male die Friedhöfe und weidet

sich an dem Gräberschmuck; er liest abermals und abermals die ihm ohnehin bekannten Inschriften, versucht neuerdings die unlesbaren zu entziffern, copirt die Verse, hat dabei seine üblichen Privatgedanken und macht hierzu seine persönlichsten Glossen, notirt sich auch die verfallenden Denkmäler und erinnert auf (anonymen) Karten die „vermuthlich“ vermöglichen Verwandten des Verstorbenen an ihre Pietätsschuld und spielt so gleichsam das „Friedhofsgewissen“ und besorgt freiwillig die „Friedhofs-Observanz“, was wohl auch ein Vergnügen sein mag; während ein Anderer am jeglichen Nachmittage bei den Kirchenthüren der notabelsten Bezirke sich einfindet, um die Gäste der Leichenbegängnisse und Hochzeits-Feierlichkeiten kritisch zu mustern und die Anzahl der beigeestellten Miethwagen mit ähnlichen Fällen und bei gleich begüterten Familien zu vergleichen. Stabile Beschäftigungen, respective „Unterhaltungen“ bescheidener Leute, Muster der Genügsamkeit und „Vergnügungs-Ökonomie“, wovon später noch einige Abarten vorgeführt werden sollen.

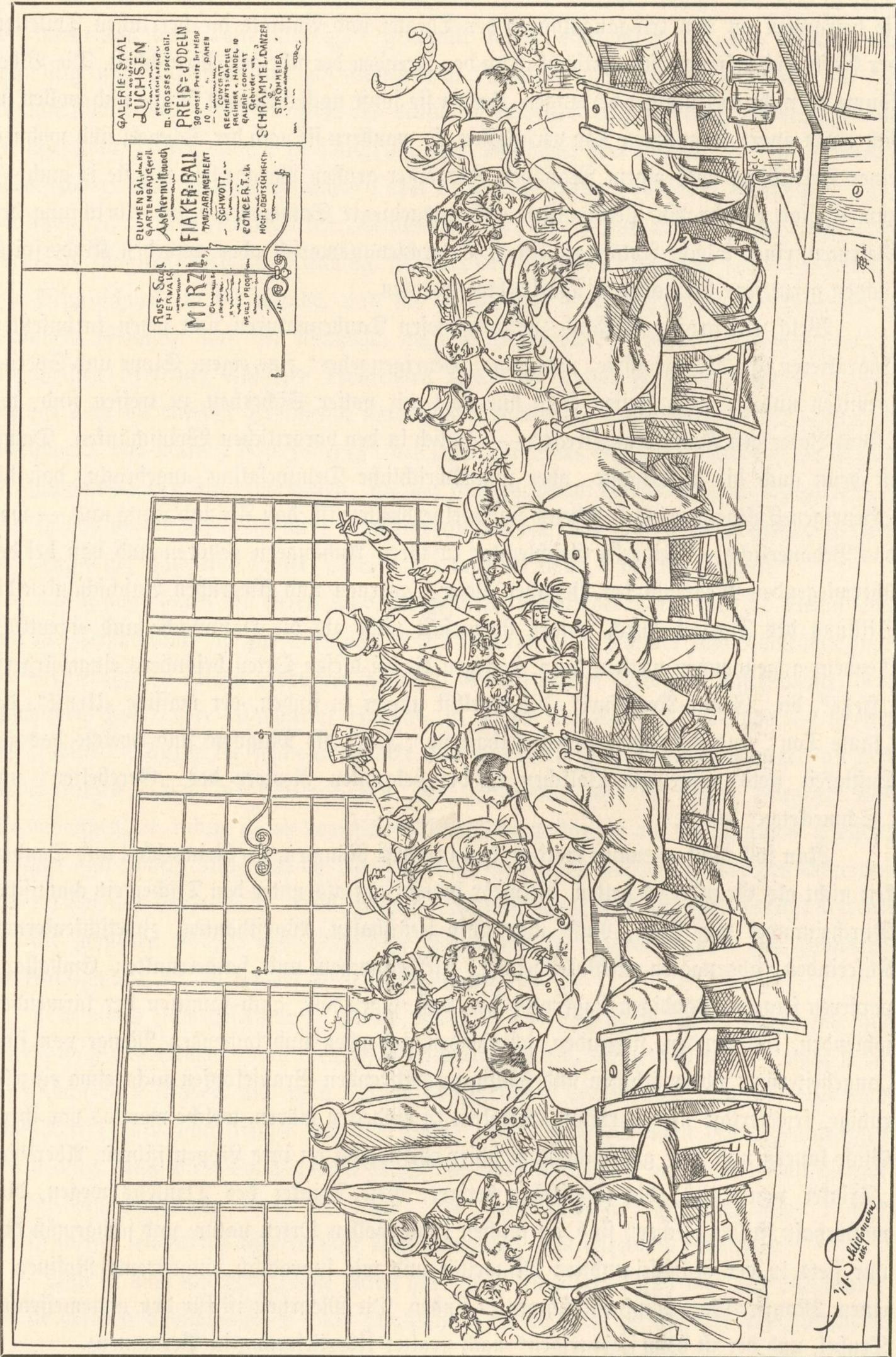
Besonders organisirte Naturen, perfecte „Aufpasser“ sind wieder nur beim Wasser zu treffen; der Eine treibt „Fischerei“ — wenn das Wort keine Anomalie, — bethätigt aber wenigstens durch sein stundenlanges, meist erfolgloses Aussharren den oft angefeindeten Lehrsatz, daß der Mensch — unter Umständen — doch das geduldigste Geschöpf der Erde ist, und wird hierbei durch seinen Nachbar unterstützt, welcher in diesem Fache zweifellos noch Größeres leistet, indem derselbe keine active, sondern eine contemplative Rolle übernommen hat und sich damit bescheidet, dem „Pechfischer“ bei seinen unglücklichen Hantierungen und vergeblichen Fangversuchen mit der gleichen Ausdauer — zuzuschauen. Zu diesen friedlichen Zeittodtschlägern gesellen sich in gehöriger Entfernung jene ernstesten, gleichfalls schweigenden Gruppen von officiellen Pintscher- und Pudelscheerern und überhaupt geprüften „Hundewäschern“, robuste Gestalten, von der Wichtigkeit und akademischen Reife ihrer Thätigkeit tief überzeugt, welche nicht minder ihr Stammpublicum von aufmerksamen Beobachtern haben, die, wenn die „Saison“ vorüber, mit demselben Gedulds-Phlegma den Schnee-Abladungen und Eisverführungen oder wieder ein andermal bei vorzunehmenden Uferversicherungen dem melodischen Pilotenschlagen, der Ausbarfirung von Schindeln, Kehlheimerplatten, Granitwürfeln oder Salzstöcken und an Markttagen der Landung von Obstschiffen zc. ihre ungetheilte Achtung widmen. Alle diese Leute vermögen nur das Wasser anzulocken und aus ihrer Behausung zu treiben.

Anderer fauern dafür tage- und nächtelang in Gebüsch und Auen. Sie cultiviren keinen erlaubten Sport, aber das Verbot ist eben das sieghafte Reizmittel. Ein bißchen Wildern mit Netzen und „Mayen“ und Schlageisen, ein heimlicher Vogelfang — und sie hungern und dursten und ertragen die ärgsten Wetterunbilden und riskiren nicht nur vielstündige Märsche, sondern auch Schlimmeres, falls sie ertappt werden. Aber weder

Geld- und Arreststrafen noch die schmerzhaftesten Prügel curiren sie von ihrer Leidenschaft, die nur Jener begreift, der sie mit ihnen theilt.

Wohl nur geringschätzig blicken auf solche „ordinäre“ Vergnügungen alle die Schoßkinder Fortunas herab, deren Mittel es erlauben oder die sich die Mittel dazu verschaffen zu müssen glauben, um entweder auf dem Turf zu brilliren, mit der Normal-Toilette, den Blicken und dem Sargon des „Wissenden“ und Kenners bei Fahr- und Reitwetten sich zu betheiligen und nebenbei mit dem eigenen „Zeugl“ Aufsehen zu erregen, oder als fermer Jägermann dem edlen Waidwerk in patentester Adjustirung sich zu widmen, oder — wenigstens bei einer vorstädtischen Schützengesellschaft eingeschrieben zu sein. In diese vornehmeren Rubriken rangiren denn auch alle sowohl activen als nur „platonischen“ Anhänger des Rutschier- und Pferde-, des Tauben-, Hunde- und des verschiedenartigsten Schießsports. Jedermann erscheint da als „Pfründner“, als „Sumper“, der ihr Latein nicht versteht, und wäre es deßhalb auch Niemandem zu rathen, ohne in den genannten Fächern vollkommen ausgebildet und in der fixirten Terminologie gründlich versirt zu sein, in solch gelehrten Kreisen unbescheidenlichst das Wort zu ergreifen und seine Laienmeinungen und Privaturtheile etwa gar in gewöhnlichem, allgemein verständlichem Deutsch auszusprechen.

Dafür geben es wieder Andere, wie wir schon gesehen, weit billiger. Sie aspiriren vor ihren Standesgenossen keine bevorzugte Stellung und wünschen vor der Welt weder als „Gawliere“ zu glänzen, noch überhaupt einen „Nimbus“ um ihre anspruchslose Person verbreitet zu sehen. Sie wollen, wie ihr tägliches Gebet lautet, nichts als ihr „Bisl Leben“ und vielleicht noch Einiges, Weniges dazu. Trotzdem hört man sie, bei aller Dürftigkeit, die sie umgibt, nur wunderfelten ernstlich seufzen und klagen, sie leisten freiwillig Verzicht auf die geringfügigsten Freuden und Annehmlichkeiten des Daseins, weil sie sich, im Bewußtsein ihrer subalternen Mission auf Erden, selbst jedes Unrechtes auf ohnehin „entbehrliche“ Genüsse entäußern und meinen, daß „auch so“ zu existiren sei, wenn man nur „hübsch gesund“ bleibt. Sie fühlen sich als „Enterbte“ und erhoffen keine Erbschaft. Als Entsagende beschränken sie das Repertoire ihrer Vergnügungen, nach dem Vorbilde jener extrem Genügsamen, ebenfalls fast auf das leere Nichts; sie kennen keinen Haß gegen die vom Schicksal in Allem begnadeten „oberen Zehntausend“ noch gegen die nächsten Tausende, und noch viel weniger Neid. Sie bilden vielmehr jene originell-gutmüthige Secte von wirklichen Menschenfreunden, welche es schon befriedigt, wenn sich das Gros ihrer Mitbürger — exclusive ihrer eigenen Person — nach seinem Geschmacke, seinen Kräften und gemäß der Jahreszeit ausgiebig amüsirt. Sie bewundern deßhalb aufrichtigst die lärmend-pompösen Corsosfahrten, sie stellen sich vor den Bahnhöfen auf und beschauen die Ankommenden, wie die nach den schönsten Weltgegenden Abreisenden,



GALERIE-SAAL
 VON HERRN
JUCHSEN
 NEUBAUERPLATZ
 M. GROSSES SPECIALI.
PREIS = JODELN
 30 GROSSE PRIZE FÜR HERREN
 10 " FÜR DAMEN
 CONCERT
 REGIMENT'S-BAND
 GALENIE-CORPUS
 GEHÖRER u. s.
SCHRAMMELDÄNZER
 STROMMEIER

BLUMENSÄL, d. h. K.
 GARTENBAU-GES. F. U.
Agathe
FIKER-BALL
 TANZABENEFIZIUM
 SCHWITT
 CONCERT F. U.
 HOCH-LOEDERSCHNECKEN

RUSS.-SOUL
 HERVALK
MIRZ
 WEISS-PIEGEL

Beim „Heurigen.“

H. Schlippenbach
 1868

sie betrachten an den Eingangsthüren der Theater und Ballsäle die herrlichen Toiletten der Gäste und erfreuen sich thatsächlich an den Freuden der übrigen Menschheit. Die Bibel könnte es nicht edelsinniger verlangen. Haben sie sonst noch Zeit und Muße und wollen sie sich einen apart vergnügten Tag verschaffen, so wandern sie nach der Schmelz und wohnen einer Feldübung oder einem Manöver oder einer großen Parade bei, wie sie ja auch — zumeist sind es ohnehin Pensionisten und ausgediente Soldaten — der Abrichtung der Rekruten, einer Wache-Ablösung, einem Veteranenausmarsch oder auch den Kinderspielplätzen gerne ihre betrachtende Theilnahme schenken.

Welch ein großer Abstand zwischen diesen Taubennaturen und jenen turbulenten Charakteren, die als enragirte, notorische „Heurigengeher“ eine eigene Sippe und Species formiren und zu allen Zeiten ewig nur dort mit voller Sicherheit zu treffen sind, wo „Gott Vater den Arm herausstreckt“ — nämlich in den vorortlichen Weinschänken. Damit ist denn auch die unliebame, aber unausweichliche Denunciation angebracht, daß die „Heurigen-Cultusgemeinde“ Wiens eine vielverbreitete ist, daß Alt und Jung und — was das Bedauerliche — beiderlei Geschlechter zu ihren Anhängern gehören und daß bei der überwiegenden Mehrzahl der Besucher dieser Tavernen und fliegenden Buschschänken die Stillung des Durstes durch jungen Rebenjaft nicht als die Hauptsache und eigentliche Tendenz angenommen werden kann, dagegen die an diesen Orten besonders eingebürgerte „Heze“, die „Grand-Kemasuri“, die daselbst immer zu finden, der massive „Urulk“, der „laute Ton“ und der übrige spektakelhafteste „Tux“ die Magnete sind, welche das zur Lustigkeit stets aufgelegte Völkchen in die bekannten Reviere des „Gerebelten“ und „Schmecketen“ locken.

Nun soll nicht geleugnet werden, daß in derlei Räumen, wo Reinlichkeit und Sauberkeit nicht als Grundregel gelten, vielmehr sowohl auf als unter den Tischen ein chaotisches Durcheinander von Eier-, Nuß- und Kastanienschalen, Wursthäuten, Zwetschkenkernen, Käserinden, abgenagten Schinkenbeinen, Fleischknochen und fettgetränkten Emballagepapieren seinen beständigen Lagerplatz hat, daß, sagen wir, auch inmitten der lärmenden, johlenden, freischenden, singenden, schreienden, tobenden und lachenden Menge von stark „angeheiterten“ übermüthigen und häufig randalirenden Brauseköpfen nicht etwa einzelne ruhige, friedfertige und harmlose Gestalten zu entdecken wären, welche wortlos vor ihrem Glase kauern und das grünliche Maß schier ehrfürchtig an ihre Lippen führen. Aber diese „Trinker von Stil“, die sich hieher verirrt, diese Trinker des Trinkens wegen, diese musterhaft „stillen Zecher“ sind an solchen rumorvollen Orten natur- und sachgemäß doch nur stets in der beängstigendsten Minorität und wie sporadisch eingestreute Rosinen in einem Monstre-Gugelhupf nur schwer zu finden. Die Mehrheit ist für den ungemessensten Trubel, und der ist beim „Heurigen“ nach uralter Überlieferung in Permanenz.

Es ist eine Art Fachwissenschaft für eine Sorte Wiener, immer au fait zu sein, wo momentan der „beste Heurige“ geschänkt wird. Verlässliche Kenner begeben sich freiwillig und angeblich nur im allgemeinen Interesse als erprobte Experten auf die Wanderschaft und „kosten“ heute in Rußdorf, morgen in Sievering, übermorgen in Heiligenstadt, später einmal in Ottakring oder Währing oder Weinhaus oder Grinzing oder selbst in dem stark „verhauenen“, aber doch noch immer populären Hernals u. s. w. bei schon seit Jahren renommirten „Leitgebern“ von den Resultaten der letzten Fechung oder auch jüngsten Versuchs-Mischung. Mundet der Tropfen, dann geht das Losungswort mit Blitzesschnelle in die Runde, und die Massenzüge nach dem neuen Wallfahrtsorte beginnen. Geschieht nun der Anmarsch auch in ziemlicher Ordnung und finden sich die Karawanen in keiner Aufsehen erregenden Weise an ihrem Bestimmungsorte ein, so erzeugt doch die daselbst herrschende univervelle Stimmung, das Tohubohu des zechenden Sanhagels, das wüste „Topsy-turvy“ der sehr gemischten Gesellschaft alsbald die gleiche Neigung unter den Angekommenen, die der ausgegebenen Parole sogleich Folge leisten und in das übliche Kriegsgeschrei begeistert einstimmen, das nach dem bekannten Urtexte der „Hernalser Bulgata“ lautet: „Verkauf't's mein G'wand, i bin im Himmel!“

Und nun, durch den steten Zuwachs gestärkt, wächst der Lärm bis zur Betäubung und die Temperatur bis zur Siedhize. Die Musikanten — Schüler und Nachkömmlinge des vielberühmten seligen „Grueber Franzl“, der auf seinem Lieblings-Instrumente, dem „pick süßen Holz“ (der Clarinette) einstens in seiner Art Classisches leistete — spielen die „tiefsten“ Tänze; die feschesten Fiaker und üppigsten Wäscherinnen besorgen an den „Ehrentischen“, wo die Mäcene mit den „Spendirhosen“ zu sitzen pflegen, das Accompagnement, indem sie die drastisch-volksthümlichen Weisen mit kunstgeübtem Pfeifen, Patschen und Fodeln begleiten; die Ausspielerinnen schäkern mit ihren nobelsten Gönnern und preisen ihre Riesenkippel, alten Hennen, Feigenkränze und dergleichen Curiosa firrend an, die gefüllten Gläser und Steinkrüge balanciren zu Duzenden über den Häuptern der Anwesenden, der Wirrwarr wird schwindelerregend.

In dieses Jubelgestrampfe, Getöse, Gedudel und lauteste Gelächter mischt sich nun bereits auch das Stöhnen und Geächze der schlaftrunkenen, weinenden und — nicht mehr ganz nüchternen Kinder, und man drängt zwar deßhalb endlich zur Heimkehr, aber man „mascherirt“ sich noch früher mit den Hüten und Kleidungsstücken des gegentheiligen Geschlechtes. Auch diese Tollhäuслerei verursacht neues Gelächter, und man heimst hierauf an der Ausgangsthür noch die letzte, aber auch höchste „Heurigen-Ehre“: das „Anstrudeln“ seitens der begleitenden Musikanten ein. Ein effectvoller Abschied!

Nun ist man auf der Straße. Man hört zwar keine Rufe: „Evoë!“ und „Eleleu!“, wie sie bei den Dionysoszügen einst gebräuchlich waren, aber die Scharen der Ziehenden

ähneln — bedingungsweise — doch den Satyrn, Silenen und Mänaden der Fabelzeit, die vorortlichen „Sturm“-Bacchanalien sind nicht minder grotesk als jene unter der Leitung von Semeles Sprößling, wenn auch die Söhne von ihren aufgeregten Müttern nicht mehr buchstäblich zerrissen werden, wie es dem armen Pentheus bei solcher Gelegenheit passirte. Die wienerische Verehrung des „Heurigen“ ist ein alter und keineswegs platterdings zu verdamnender Gebrauch, denn er hat auch seine originellen, lustigen und annehmbaren Seiten. Daß dieser historische Cultus nicht selten auch zu unschönen Scenen, zu Excessen führt und der Linien- und Straßenpolizei, namentlich an den roth-angestrichenen Kalendertagen häufig „anzuhandeln“ gibt, liegt etwa ebenfalls im leicht erregbaren „Wiener Blute“ und dabei vielleicht auch im Charakter des einigermaßen scharfen, feurigen und alarmirenden Weines. Quod erat demonstrandum! . .

Nach anderen Richtungen, als wohin die vielen Wein-Amateure ihre stereotypen Wanderungen unternehmen, ziehen die Anhänger, Verehrer und Anbeter des braunen Gerstenjastes, vulgo „Biermanen“ genannt. An der Quelle die Labung aufzusuchen, gilt als Maxime des verständigen Biertrinkers, der auf drei Formeln schwört: „Frisch vom Zapfen!“, „Nicht gespritzt!“ und „Keinen Hansel!“ Alle diese Postulate erträumt er sich an dem Sitze der Laboratorien, das heißt in den Bräuhäusern, und zwar in deren Schankgärten, Sälen und Hallen, die zumeist an Sonn- und Feiertagen eines außerordentlichen Zuspruches von jeher gewiß waren und — soweit sie noch bestehen — es auch dormalen sind. Vor ein paar Jahrzehnten gab es nämlich im Umkreise von Wien und in der Hauptstadt selbst mindestens noch ein Duzend solcher Etablissements, die sich eines großen und verdienten Rufes erfreuten und wohin die Durstigen und Bierfüchtigen in dichtgedrängten Schwärmen zogen. Aber sowohl Schellenhof und Jedlersee als auch andere, ehemals vielbesuchte solche Stelldicheins von Gambrinus-Zöglingen sind heute verschollen und vergessen und nur mehr Hütteldorf und Liesing, dann in zweiter Linie Brunn und Rußdorf und die Dreher'sche Neuschöpfung in Schwechat sind noch die Punkte, nach welchen die entschiedeneren Bierpilger, allerdings auch wieder in festgeschlossenen Columnen und vollgepfropften Waggonladungen sich zu spediren pflegen.

Diese Massen-Expeditionen nach den vielen privilegirten Wein- und Bier-Mekkas, diese tausendköpfigen Invasionen bestimmter Orte gelten dem Wiener, der von Geburt aus ohnehin kein rechtes Sicksfleisch als Mitgift bekommen hat und vielmehr ein allzeit bereiter „häuslicher Ausreißer“, ein eifriger Luftschnapper, Spaziergänger und Ausflügler ist, zugleich als Sonntagsvergnügen, als Erholungskur, als Spritzfahrt und touristische Excursion, überhaupt als „Landpartie“, eine Angewöhnung, die er zu seinen unentbehrlichsten körperlichen Pflichten zählt. Der Wiener ist der leidenschaftlichste „Landpartiemacher“ und hat diese Species irdischer Ergötzlichkeiten vielleicht sogar erfunden,

sicher aber bis zur Virtuosität ausgebildet, wozu er wohl auch durch seine Ubication verleitet werden mußte, die in verführerischster Weise mit einem Kranze landschaftlicher Herrlichkeiten geschmückt ist, von denen fast jeder einzelne Punkt eine reizende Idylle und ein kleines Paradies zu nennen wäre. Sang doch auch schon vor sechzig Jahren die famose „Gilli“ in einer vielbeliebten Leopoldstädter Posse ein wahres Dankeslied, womit sie die Wiener ins Innerste traf und das da in seiner Naivetät lautete:

„Noch einmal die schöne Gegend
Meiner Heimat möcht ich sehn,
Noch einmal am heitern Ufer
Unserer Donau möcht ich stehn!

Noch einmal nach Währing, Dornbach,
Döbling, Hiezing möcht ich ziehn,
Noch einmal nach Weidling fahren,
Wo die schönsten Weigerln blühn!“ u. s. w.

„Wiens Umgebungen!“ Sind diese zwei Worte nicht der Inbegriff alles Schönen, das unser Herz erheben, unsere Seele erfreuen und den Betrübtesten mit seinem Lose versöhnen könnte? Wiens Umgebungen! Wer sah sie und verkündete ihren Ruhm nicht in aller Welt? Wo ist eine Stadt, die sich in ähnlich gottbegnadeter Lage befindet und sich mit dem glücklichen Wien messen kann? Ist's nun dem zwischen den Mauern thurmhoher Häuser Eingepferchten zu verargen, wenn er, sobald sein Auge die smaragdnen Hügelketten vor den Thoren der heißen Riesenstadt streift, sich hinaussehnt in den kühlenden Schatten blätterdichter Bäume und, lustwandelnd durch duftige Fluren und blühende Auen, glaubt, sich daselbst wohler fühlen zu dürfen als in den engen Gelassen seines dumpfen Daheim? Und gar, wenn in perspectivischer Ferne aus lauschigem Waldesgrün oder von luftiger aussichtzweiter Terrasse ein verbürgt gutes, gastfreundliches wirthshäusliches Refectorium den gläubigen Wandermann für etwaige Gehstrapazen mit köstlichen Gaben zu lohnen verspricht und ihm Nektar und Ambrosia in christlich modernisirter Weise von echtem Grinzinger, schäumendem Schwechater und jungen Backhühnern mit Zuckererbseu entgegenwinken? Also: „hinaus, hinaus — sobald es möglich!“

Sobald es möglich! „Da liegt's!“ sagt Hamlet. Ach, nicht Allen werden diese Ideale von Waldesgrün und trink- und eßbarer Würze zur fühlenden und genießenden Wirklichkeit. Legionen bleiben diese Erdengüter unerreichbar und sie haben sich ebenfalls mit Wenigerem zu bescheiden. Auch bei ihnen heißt es: „Ein Mittagessen für ein Wandeln auf der Flur!“ und so sind ihnen — und auch nur nach gethaner Wochenarbeit — jene Erholungsorte zugewiesen, wo die Mittellosigkeit, die Armuth und Dürftigkeit ihre gemeinschaftlichen Sammelplätze und Zufluchtsstätten haben: in den städtischen öffentlichen Gärten, die ein milder und hochherziger Sinn den Nichtbegüterten errichtete oder edelmüthigst erschloß. Darunter sind nun freilich nicht auch jene Modeplätze zu verstehen, wo sich, wie im eleganten „Volksgarten“ und im vornehmen Stadtpark, hauptsächlich

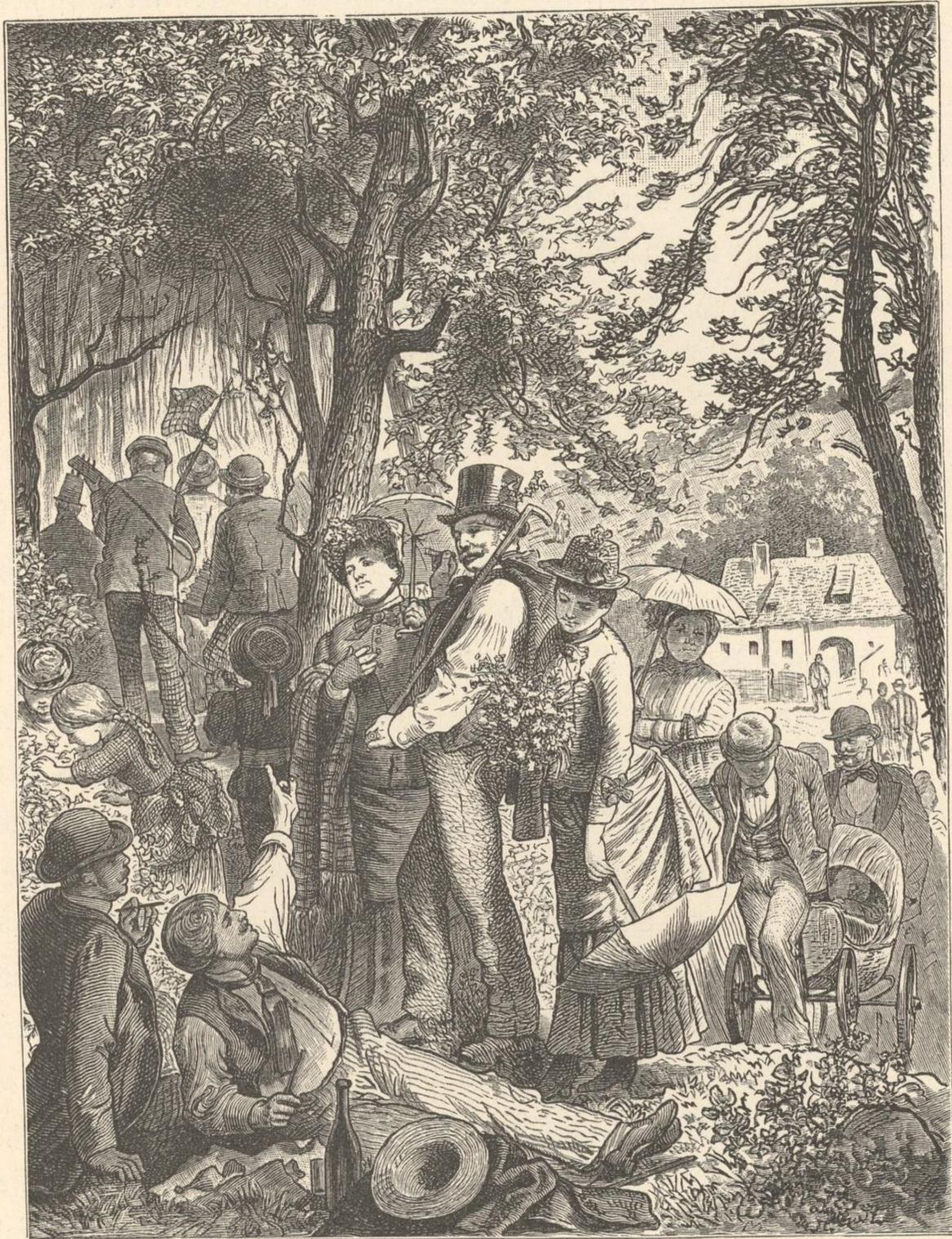
die „schöne Welt“ ihre Rendezvous gibt, aber die übrigen Gärten, die dem großen Publicum zur Erholung geöffnet, sind doch zumeist nur von jener Menschenclasse bevölkert, bei welcher Schmalhans Küchenmeister und die äußerste Knappheit Lehrmeisterin ist. Trotzdem sind die „Landpartiemacher“ (im großen und kleinen Stile) in Wien in der Majorität.

Mit „Kind und Kegel“ ziehen sie schon beim Morgengrauen fort; die Einen zu den Bahnhöfen, die Anderen zu den Stellwagenplätzen, zu den Fiaker- und Comfortableständen, oder der Fußmarsch wird angetreten, mitunter nach weitentlegenen Punkten, denn die „Kraftmeier“ und „Gehfere“ — eine eigene Touristen- und Ausflügler-Sorte — kann nur ein anstrengender, athembeengender, schweißtreibender, bis „zum Umfallen“ ermüdender „Spaziergang“ befriedigen. Man will ja auch von seiner und der Angehörigen Ausdauer den staunend Horchenden einige Proben zu erzählen haben.

Durch die beinahe fabelhafte Raschheit der Verkehrsmittel der Neuzeit sind zwar auch die steirischen Alpen und andere „exotische“ Panoramen bereits in die „Umgebungen Wiens“ eingereicht worden und die „Semmering-Fahrten“ zum Beispiel entziehen in der Wandersaison an einem Tage allein oft Tausende, aber der Kern und die Mehrheit der „Landpartiemacher“ begnügt sich aus leicht erklärlichen Gründen doch mit den nicht weniger malerischen, aber einfacher und billiger zu erreichenden Landschaften des nächsten Umkreises, vorzüglich des unvergleichlich romantischen „Wienerwaldes“ und läßt sich auch da gut geschehen.

Ein lustiger Anblick ist es, wenn die Trupps in bequemster Adjustirung durch die Feldweze, über die Berghänge, aus Waldesdickicht angerückt kommen! Sie sind hochgeröthe, je nach den irrig eingeschlagenen Routen auch staubbedeckt, aber von Verdruß und Mißstimmung ist noch keine Spur zu sehen. Im Gegentheil, man lacht und singt und die Avantgarde „musicirt“ vielleicht sogar, denn ohne Guitarre und Zugharmonika gibt es keine echte und rechte bürgerliche Wiener Landpartie. Die Jungen sind bepackt mit Bündeln, Taschen und Körben, gefüllt mit Eßwaaren, oder sie haben auch den kleinsten Nachwuchs zu schleppen oder zu „radeln“, bei welcher letzterer Transportart nicht selten ein vierfüßiger Köter Assistenz leistet. Ist ein schattiger Punkt erreicht, so lagert sich die Gesellschaft zur kurzen Rast im Grase, nimmt von den Borräthen einen kleinen Interims-Snack und zottelt dann wieder frisch und munter weiter. Am Hauptziele angelangt und nachdem der passendste, ungestörteste Fleck für die Gesamtniederlassung gefunden, beginnt das eigentlich Fest des Tages: das Mahl im Freien! Wie da jeder Bissen, jeder Schluck doppelt rundet, wie es aus allen Augen so freudig leuchtet und selbst die geplagtesten aller irdchen Geschöpfe, Magd und Lehrjunge — die Welt schön zu finden meinen! In Scherz und Spiel entschwindet die übrige Zeit, und geht's bei Sternenschein nach Hause,

so ist man, zwischen seinen vier Wänden angelangt, zwar „hundemüde“, aber doch innerlich vergnügt, falls die ganze etwas umständliche und mühevollere Procession programmäßig glatt abgelaufen ist, was freilich nicht immer der Fall. Dennoch gibt es für den Wiener nichts über eine, wenn auch nur halbgelungene Landpartie!



Landpartie.

Kostet die Geschichte viel Geld? Je nachdem; meistens kommt ein derlei „Familien-Ausflug“, wenn er sich, wie ja üblich, in bescheidenen Grenzen hält, billiger, als wenn das Oberhaupt die sonntägliche Ferialzeit auf der Regelsbudel oder beim Preis-Schnapsen und Tarokfren oder als Anhängsel seiner „Freunderln“ bei deren diversen Unternehmungen verbracht hätte. Übrigens gilt auch hier der Grundsatz: „Wer’s hat, kann’s thun!“ Wer’s nicht hat, thut’s — unter Umständen — wohl auch, aber Jener, der für

das „narrische Umerrennen in der Sitz' mit eing'schossen“, der überhaupt zu bequem ist, um starke Geh Touren mitzumachen oder den Trubel bei den Bahncassen, die Kämpfe um einen Omnibusplatz scheut, er begnügt sich mit dem Nächsten und Unbeschwerlichsten. Er schlendert vielleicht nach Lerchenfeld zur „Flasche“, nach Fünfhaus zur „Kohlfreunze“ oder zu den Depots der beiden „Pilsener“ oder zu sonst einem, eben im Aufschwung befindlichen Biere oder er ergeht sich — der Abwechslung wegen — nachdem er mit den Seinen vorerst beim Lainzer „Bürgermeister“ delikaten Kaffee getrunken, wieder einmal im allzeit wundervollen Schönbrunner Garten oder man bleibt seinem Prater treu. Schönbrunn und Prater — der Succus des Wiener Lebens!

Man wird nun hier kaum eine detaillirte Beschreibung all der entzückenden Einzelheiten des weltberühmten kaiserlichen Lustschlosses und seines Gartens erwarten. Uns beschäftigen auch nur die Besucher desselben, welche in überwiegender Mehrzahl das Volk Wiens repräsentiren, das „Volk“ in der besten und liebenswürdigsten Bedeutung des Wortes.

Man muß an einem sonnenhellen Sonntag-Nachmittage den Auf- und Einzug der Hunderte und Tausende sehen und ihr Benehmen, ihre Art sich zu geben beobachten, um Respect vor dem wahren Gehalte der Wiener Bevölkerung zu haben und ihre Empfindungsweise nach Gebühr zu würdigen. Fast wie in Andacht und Ehrfurcht trippelt die Menge scheuen und langsamen Schrittes die sorgfältig gepflegten Wege, bei jeder Biegung ein staunendes und bewunderndes Ah! lispelnd. Die Ungeberdigsten fühlen sich hier durch die gemessene Vornehmheit des Ganzen eingeschüchtert und gezähmt, zu Dank verpflichtet für die huldvolle Gestattung des Besuches dieses schönsten aller Gärten, und nur wenn die bunt belebte, im Volksmunde „Menagerie“ genannte Abtheilung des Parkes in Sicht ist, staut und drängt sich die Masse der Ungeduldigen und die liebe Jugend bricht nun in ein nicht mehr zu unterdrückendes Jauchzen, Lachen und Jubeln aus. Welch Freudengeschrei vor dem Affenzwinger, bei den unermüdlchen burlesken Productionen dieser vierfüßigen Komiker, dann vor den Behältern der amüsanten, niedlich-plumpen Bären, vor dem Elephantengitter, vor dem kolossalen Vogelhause u. s. w.! Wie fliegen da die Stunden und wie vergißt der gefürchtetste Nimmersatt hier seinen üblichen „Wolfshunger“ und begnügt sich mit dem Schauen und wieder mit dem Schauen! O Schönbrunn! Welch reizender Aufenthalt für die Erwachsenen, Welch eine Wunderwelt für die Jugend! Wenn deshalb eine Belohnung für „Fleiß und gute Sitten“ fällig, so wird sie mit dem Versprechen liquidirt: „Am nächsten Sonntag nach Schönbrunn!“ Und alles freut sich und Buben und Mädels rufen: „Halloh, nach Schönbrunn!“ —

Einen durchaus anderen Charakter weist das zweite „Wiener Weltwunder“, der Prater auf. Ungebundenheit ist hier die Parole, die ungekünsteltste, naivste Lebenslust

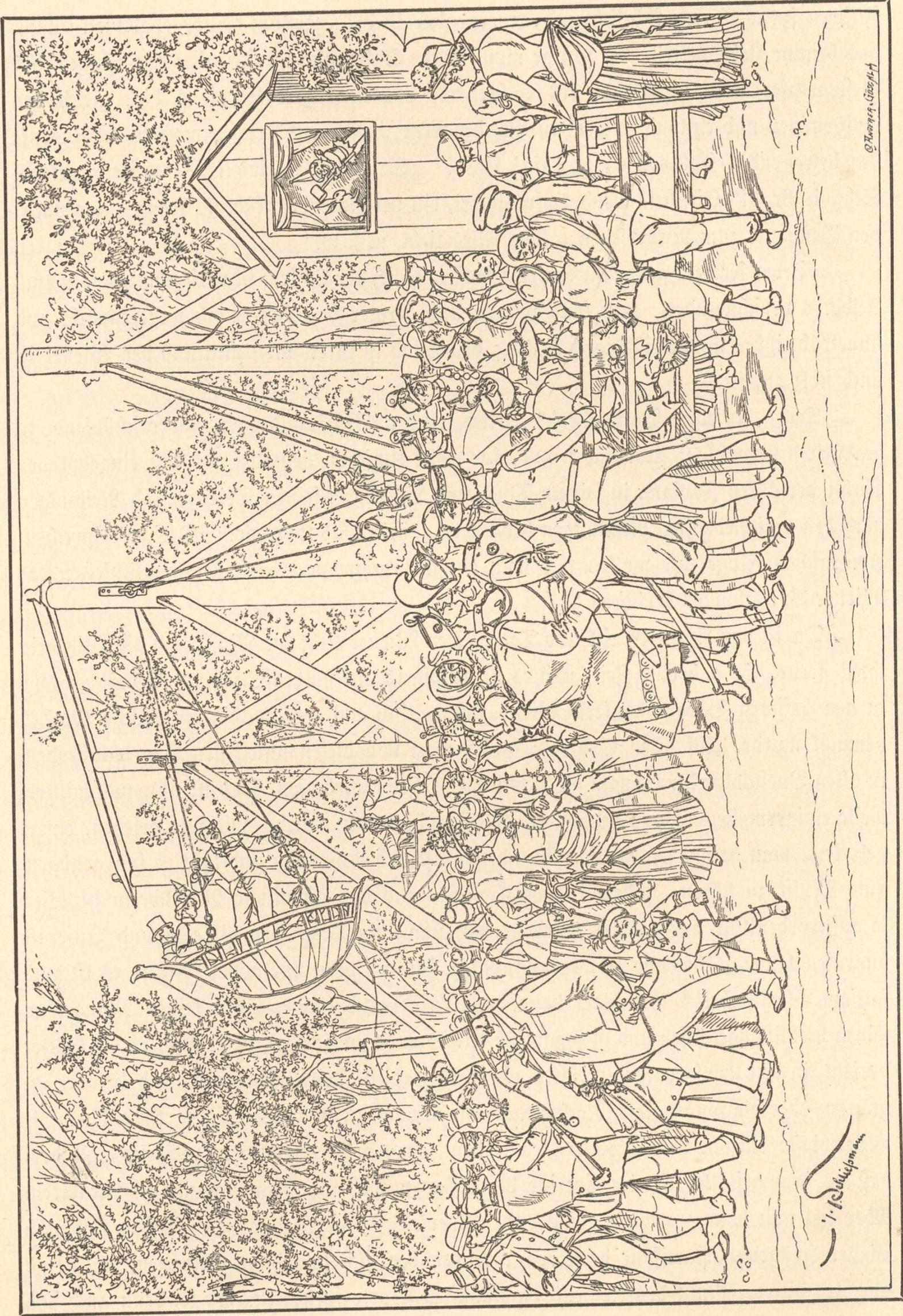


Das Parterre von Schönbrunn.

kommt hier zum Aus- und Durchbruch, die unvermittelte Anschauung und Empfindung hier zum Ausdruck.

„Was macht denn der Prater, sag', blüht er recht schön?“ heißt's in der „Mline“, und so weit die deutsche Zunge klingt, sang man das populäre Lied einst den Wienern nach. Wenn irgendwo, pulsiert hier das Volksleben am kräftigsten; wenn irgendwo, findet man noch hier den echten, wahren unvermischten Wiener nach den gang und gäben Signalements und in ungeschminktester Natürlichkeit! Vivat der Prater, das Eldorado aller Lebensfreudigkeit!

Äußert sich nur der Localpatriotismus in solchen Exclamationen? Mit nichten. Wer diesen pittoresken Naturpark je durchwanderte, ist und war, und sei er der frostigste, neidischste Mäkler, von seinen urwüchsigen Schönheiten und der Buntheit seiner originellen Reize gepackt, entzückt, bezaubert. Die contrastirendsten Partien bieten seine malerisch gruppirten Miniatur-Wälder, seine zahllosen Auen, Gründe und Wiesenflächen: hier schäumende, tobende Lustbarkeit und dort stille, beschauliche Ruhe. Grillparzer dichtete seine „Sappho“ in den schattigen Gängen dieses grünen Eilandes, Lenau seine ergreifendsten Lieder, ungezählte Liebespaare schwuren sich hier ihre ersten Eide und auf „Büchschuß-Weite“ ertönt die Luft von dem Getöse, Geschrei, Gelächter und Gläsergeklirre übertoller Zechkumpane. Drüben im „Nobelprater“ promenirt, reitet und fährt die „Elite“ und was sich dazu rechnen zu müssen glaubt, und herüber im Volks- und „Wurstel“-Prater ist der Teufel los. Hundert Wirthshäuser laden zu Schmausereien und Trinkopfern ein; wilde und wildeste Künstler jeglicher Art, Gattung, Nationalität und jeden Metiers treiben coram populo ihr Unwesen; Land- und Meer-Ungeheuer, menschliche und Thier-Abnormitäten, Wahrsager, Zauberer und andere Hofuspokusmacher, die sich alle wohlweislich in schützenden Buden verborgen halten, werden von mit Nebelhornstimmen ausgestatteten Ausrüfern dem vertrauensvollen, gläubigen Publicum zur geneigten Besichtigung anempfohlen. Seiltänzer und Akrobaten in vielfach gewaschenen und immer neugeflickten Tricots; Volksjäger betrübendster Kategorie und ihre kurzgeschürzten antiquarischen Partnerinnen geben ihr Bestes auf wackeligen Tribünen zu Gehör, und nebenan rechts und links: Schaukel und Ringelspiele, Bolzschießen und Kraftmesser, Velocipede- und Eisenbahnfahrten, Hutschiffe, Guckkasten, Wandelbilder 2c. 2c. Und dazu noch der Hauptmatador des Praters, der „Champion“ der Kinder, der alte, liebe, herzige „Wurstel“, der nun auch alle antisemitischen Tendenzen abgelegt hat und nur seine sonstigen vor zehn Generationen erprobten, bewährten, belachten und beklatschten Späße macht. Wo ist da im weitesten Umkreise ein finsternes Gesicht zu schauen? Allseits fröhliche Mienen, weit aufgerissene Mäuler und Augen, helles Gelächter und verschämtes Gefächel. Und an den vollbesetzten Tischen ein Gesumme und Geplauder, ein Charivari von Stimmen und Lauten in allen Tonarten; aus den



© Thurner, Gieseler

W. Schlegelmann

Im Volksprater.

Täffern prudelt unaufhörlich und unversiegbar in die ungestüm emporgehaltenen Gläser das braune Lebenselixir, der süßige mouffirende Saft; und inmitten des Gedränges, des Gestampfes und Gepolters, des Schreiens, Scheltens und Klopfens die, gleich den einförmigen und eintönigen Mahnungen der Muezzims anzuhörenden monotonen Ausrufe der betreffenden Colporteurs: „Käso! Käso!“ „Salamini, da bin i“ — weiter: „Brod, Schani, Brod!“ Ein betäubendes Potpourri, ein verwirrender Anblick, aber — er animirt den Beschauer zum Niedersetzen: „Wo Alles liebt, u. s. w.“

„Der Fremde geht zum Sperl!“ hieß es einst; der Lockruf ist verstummt, wie manch Anderes verschwunden, nur Schönbrunn und Prater bewahren noch ungeschwächt und ungetrübt ihren hundertjährigen Ruhm; beide sind in ihrer Art Unica und der Wiener ist auch stolz auf sie. —

Das „Wiener Volksleben!“ Welch reicher Stoff und wer ihn erschöpfend zu bearbeiten vermöchte! Wir haben nun eine weite Umschau gehalten und den eingeborenen Sohn der guten Fabiana in seinem Thun und Lassen, in seinen Trieben und Neigungen nach den verschiedensten Richtungen beobachtet, allein was wäre noch Alles zu besprechen! Im rascher Fluge nur wollen wir noch einige beachtenswerthe Eigenthümlichkeiten des Wiener Volksthumes berühren.

Da ist vor Allem Musik und Tanz! Der Wiener liebt die Musik und die Wienerin tanzt gern. Es gab eine Zeit, und es ist höchstens ein halbes Säculum dazwischen, wo in den beseren Bürgerhäusern Wiens systematisch und regelmäßig „classische Musik“ gemacht wurde. Auf allen Gründen sprach man von diesen und jenen Quartettabenden, in allen Birstädten kannte man die dilettirenden Privatvirtuoson. Das ist nun auch mittlerweile einigmaßen anders geworden, das Familienleben wurde, wie wir gesehen, etwas gelockert, man bringt seine freien Stunden meist anderwärts zu und läßt es sich genügen, gute Musik zu hören. Zudem ist das Concert- und das öffentliche Musikwesen in Wien so außerordentlich ausgebildet worden, daß schon ein Leser der Placate und Inserate ausrufen kann: „Fürwahr, in Wien hängt der Himmel nicht nur voller Geigen, es ist auch sattjam Bleh dabei!“ So leidet denn der Musikfreund in der That keinen Mangel an seinen Lieblingsgenüssen und ist sogar für alle Stände vorgesorgt, denn wem es die Götter versagt, in en Conservatoriumsfälen oder als Habitué bei Bösendorfer und Ehrbar zu glänzen ode die sonntägigen Nachmittags-Reunionen zu frequentiren, der kann durch die ausgiebigste Anzahl von „Werkeln“ mit den neuesten Piecen bedient werden, außerdem daß es ihn gestattet ist, im Cortège der „Burgmusik“ als Gratisgönner zu paradiren. Man hat nun zwar gegen die grassirende „Werkelpest“ geeifert, aber es fanden sich auch wieder schüende Partisane derselben und erhoben sich mitleidige Stimmen, welche zu Gunsten dier „Musik des Armen“ die schönsten Worte spendeten. So sei denn auch das

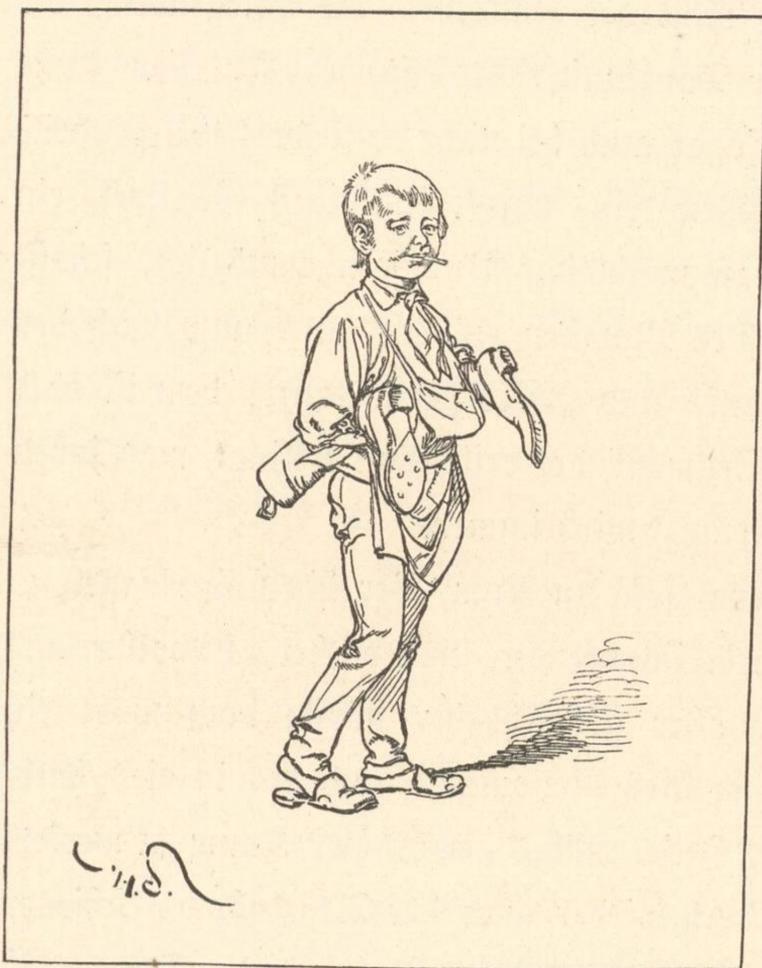
triviale „Werkel“, wenn schon nicht enthusiastisch gelobt und gepriesen, so doch als „Wiener Eigenthümlichkeit“ anerkannt.

Was nun das Tanzen betrifft, so ist es bekannt, daß die Wienerin den neidenswerthen Ruf genießt, sie sei — wenn sie „richtig gerathen“ — nicht nur die treueste Gattin und edelste Mutter, sondern auch die beste Tänzerin. Und war ferner die „göttliche Fanny“, die „Muse des Tanzes“, eine Wienerin, und waren und sind die musikalischen Interpreten und Symboliker des Tanzes, die Lanner und Strauß, die Adam und Schaner, die Morelly und Jahrbach u. echte Wiener, so kann auch angenommen werden, Wien, die allzeit lustige und fröhliche Stadt, sei so recht der Hauptort, die Pflegestätte, die Heimat, die Universität und Alma mater der Tanzkunst, des Tanzens. In Wien tanzt man bei jeder schicklichen (zeitweilig vielleicht sogar auch bei nicht passender) Gelegenheit; immer quirlt's den jungen Leuten in den Füßen, ein kurzes, flüchtiges Gewispel, ein paar wechselseitig verständnißinnige Blicke, man macht das Unmögliche möglich, schafft Raum, wo der kühnste Forscher kein disponibles Plätzchen entdeckt hätte, und nach den untrüglichen Lehrsätzen „Hilf, was helfen kann!“ und „Wer gerne tanzt, dem ist bald gepfiffen!“ ersinnt man auch noch ein Nothinstrument, der erste Ton erklingt, man jubelt auf, man lacht und — dreht sich im Kreise. Getanzt wird immer.

Nun ist es wohl möglich, daß die Carnevalsfeste zu Rom, Venedig und Neapel, zu München, Köln und Düsseldorf oder zu Paris imposanter, malerischer, stilvoller und prächtiger scenirt und durchgeführt werden, aber gemüthlicher dürfte doch wohl ein „Fasching in Wien“ sein, wenigstens hatte er dies Renommée noch bis in die „halbvergangene Zeit“, ja bis in die letzten Jahre. Ist's anders geworden? Raum zu merken, denn wenn der officielle Termin naht, ist ja doch wieder auch der Tanzkobold erschienen und schwingt an allen Ecken und Enden sein Scepter, und das „Babel an der Donau“ ist in floribus!

Freilich mag es einst noch toller und auch üppiger gewesen sein, wie uns gewisse Andeutungen in Chroniken, Berichten, Sagen und Legenden ahnen lassen. Welche pikante oder auch tragische Erlebnisse hätte wohl mancher Tanzsaal, dessen Name den Erdfreis durchflogen, zu erzählen gewußt, wenn wir eine getreue Historie des „Wiener Faschings“ besäßen! Was munkelte man nicht Alles von der berühmten „Mehlgrube“, welche phantastische Geschichten erfuhren wir durch mündliche Tradition von der märchenhaften Pracht und dem verschwenderischen Luxus des „Apollosaales“ und seinen gloriosen Tanzfesten, wie weideten wir uns noch selbst an dem vornehm-bürgerlichen Glanze der „öffentlichen“ Bälle bei der „Birn“ und im alten „Sperl“ und welche Wandlung machte letzterer durch, als er in seinem Niedergange sich dem Programme und den Tendenzen der „Walhalla“, des „Diana-saales“ und ähnlicher Tummelplätze einer eigenartigen Menschen-

gattung angeschlossen! Ein lehr- und farbenreiches Culturbild eines Volkes und einer Stadt gäben derlei Aufzeichnungen, die auch Zeugniß ablegen müßten von dem Reize, der Solidität und Gemüthlichkeit der „Wiener Hausbälle“, die als eine europäische Specialität galten. Dagegen wären als „Humoristica“ zu erwähnen: die grotesken Überraschungen im „aufgelassenen“ Elysium, der gigantische Straßenspectakel bei den gleichfalls „gewesenen“ Faschingszügen und Faschingsbegräbnissen, weiter die hochcharakteristischen, urberben „Schöpfungen“ der neueren Zeit: die Fiafer-, Wäschermädel- und die (philantropischen) „Lumpenbälle“ und zum Schlusse der volksthümliche „Fünfkreuzer-Tanz“, wie solcher



Wiener Schusterbub.

heute in einzelnen vorstädtischen und vorortlichen Wirthshausalons florirt, bei Abzugbier und farbigen Papierlampen, auf löcherigstem und holperigstem Boden und unter den disharmonischen Klängen sehr defecter „Kapellen“.

Aber das Volk fragt wenig nach kleinen Unzulänglichkeiten, Beschwernissen und Gebrechen; es sucht sich zu unterhalten und es unterhält sich, das ist für die guten Leute das Wichtigste. Man warf den Wienern vor, daß sie geborene Raisonneurs seien; nun, sie bekritteln wohl Dies und Jenes und reißen gern ein paar Witze und Späße, allein bald gewöhnen sie sich, nachdem ihre „Negation“ in einem scharfen Bonmot, in einer faustischen Anekdote sich

Luft gemacht, in das Unabwendbare und Unvermeidliche und sie schneiden, wie das Sprichwort sagt, „eine gute Miene zum bösen Spiel“. Sind doch die gefürchtetsten Spötter des Wiener Plazes, die sogenannten „harbsten“ Geister zugleich auch die gutmüthigsten, versöhnlichsten Naturen und wissen nichts von schlimmer Absicht, von Arglist und rohem Haß. Selbst an den sonst ergiebigsten Brutstätten des kleinen Klatsches und Tratsches: beim Tabakrämer, Zeitungsverfleißer und Lottocollectanten, beim Kaseur und Friseur, bei der Milchfrau und „Dienstboten-Zubringerin“, beim Röhrbrunnen und beim Greiskler, zwischen den Marktständen und auf den Kirchenbänken u. s. w. werden eigentlich doch nur ungefährliche „Tagesneuigkeiten“ und „Personalnotizen“ verbreitet, deren Publicirung (unter Gleichgesinnten) die davon Betroffenen nicht allzu schmerzhaft beschädigt.

Die Wiener sind keine bösen Menschen, sie haben, wie andere Erdenkinder, ihre Schwächen, ihre Leidenschaften, ihre Fehler und sie belasten auch zeitweilig ihr Gewissen mit begangenen und mit Unterlassungssünden, aber — es ist mit ihnen „auszukommen“, wie die allgemeine Ansicht geht, abgesehen davon, daß es sich in der „alten Kaiserstadt an der Donau“ — trotz ihrer einschneidenden Umgestaltung und etwas forcirten Modernisierung — gleichfalls nach hunderttausendfältigen Aussagen und Urtheilen — noch immer am besten, sicher aber am bequemsten, ungenirtesten und gemüthlichsten leben läßt. Wien hat — vor Allem muß dies hervorgehoben werden — keinen Pöbel; Excesse und brutale



Wiener Wäscherin.



Wiener Fiaker.

Gewaltscenen, wie sie, anlässlich des Zusammenströmens von Massen, anderwärts fast zur Regel werden, finden hier keinen Boden. Die monströsesten Volksfeste, wie die ihrer Zeit berühmten und des großartigen Andranges und Durcheinanders wegen berühmten Brigittenauer und Mariabrunner Kirchtage, verliefen, kleine handgreifliche Scharmügel und unbedeutende, gewöhnlich rasch beigelegte internationale Raßbalgereien abgerechnet, anständig und ohne daß die „Aufruhrsakte“ zur Verlesung kam oder Schlachtenbulletins ausgegeben werden mußten. Was Wien an „gefürchteten“ Persönlichkeiten besitzt, sind die — ihrer scharfkantigen „bösen Zunge“ wegen Gefürchteten. Der „Deutschmeister-Edelknabe“, der Fiaker, der Schusterbub, die Wäscherin, der „Aufhacknecht“ (Fleischer), die „Raschmarkt-Furie“ d. h. die Obstfrau, der Pflasterer, und viele andere ähnliche, „öffentliche Charaktere“ und markantesten Chargen und Straßentypen lassen den

Angegriffenen in ihrer grausamen Dialektik zwar „Spizruthen“ laufen, aber „kehr um die Hand“ leiten sie mit dem nächsten Witzwort selbst den „ewigen Frieden“ ein und haben, wenn es noth thut, nicht nur Anwandlungen von Großmuth, sie zeigen auch das reellste, gutmüthigste Herz, den wohlthätigsten Sinn durch die That. Beweise davon bringt jeder Tag.

Alles in Allem genommen hatte deßhalb nicht nur der brave Schulmeister Wolfgang Schmelzl recht, wenn er schon 1551 sagte:

„Wer sich zu Wien nit nähren kann,
Ist überall ein verlornen Mann!“

Es traf auch Bäuerle, dieses Prototyp eines Original-Wieners, das Richtige, als er Raimund und die Krones unter endlosem Beifall seiner Zeitgenossen singen ließ:

„Da muß 's ja prächtig sein, da möcht ich hin;
's gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!“

Und so war es und so ist es und so bleibt es wohl auch!

